Brockhaus'

Reise-Bibliothek

Eisenbahnen und D



Preis 10 Silbergroschen.

Prospect.

Eisenbahnen und Dampfschiffe haben auf das Leben der Völker den unermeßlichsten Einfluß geübt und üben ihn fortwährend in immer gesteigertem Grade. Der Verkehr hat sich zu staunenswerther, früher kaum geahnter Höhe entwickelt. Jedermann reist jetzt zehn mal häufiger und weiter als sonst, Jeder erlebt weit mehr als früher in gleicher Zeit. Die Zeit hat dadurch erhöhten Werth erhalten: sie ist um so kostbarer geworden, je mehr sich in ihr erreichen läßt. Und doch, während bei der jetzigen raschen Art zu reisen soviel Zeit erspart und gewonnen wird, geht gerade dabei wiederum viel Zeit verloren! Auf den frühern langsamern und gemüthlichern Reisen wollte und konnte man von Beginn derselben an alles sich Darbietende ruhig genießen. Jetzt eilt man oft hunderte von Meilen durch wenig interessante oder oft gesehene Gegenden, um erst dann eine genußreiche Reise zu beginnen. Früher unterhielt sich die Reisegesellschaft viel mit einander, man schloß sich bald näher an seine Mitreisenden an. Jetzt ist ein längeres Gespräch auf der Eisenbahn bei dem Rasseln der Wagen fast unmöglich. Und wenn wir uns dann stumm gegenübersitzen, wenn die Reisegesellschaft uns nicht anregt, wenn schlechtes Wetter uns stundenlang in die Kajüte eines Dampfschiffs verbannt, werden wir da nicht von tödtlicher Langeweile geplagt, von Aerger erfüllt über den Verlust der kostbaren Zeit?

Aber es gibt ein Mittel gegen diese „kleinen Leiden" des menschlichen Lebens und Reisens, die uns oft den ganzen Reisegenuß verleiden, und dies ist: **interessante Reise-Lectüre.**

Allerdings fehlte es bisher an Büchern, die den Geist während der Reise leicht und angenehm beschäftigen. Die wenigen aber, die dazu dienen könnten, empfehlen sich nicht durch angemessene äußere Ausstattung, handliches Format und deutlichen Druck.

In den Ländern, wo der durch den Dampf vermittelte Verkehr sich noch rascher als in Deutschland entwickelte: in England und Amerika, ja selbst in Frankreich, Belgien und Italien gibt es schon seit längerer Zeit besondere **Reise-Bibliotheken**, die alle den glänzendsten Erfolg haben. Fast Niemand reist dort ohne sich ein solches Buch mitzunehmen. In England wurden diese Reise-Bibliotheken zuerst durch den Scharfblick eines Macaulay angeregt und besonders von zweien der angesehensten Verleger, Longman und Murray, in verschiedener Weise ausgeführt. Sollte man nun nicht voraussetzen dürfen, daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung rühmt, ein für Deutschland berechnetes, von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes derartiges Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die unterzeichnete Verlagshandlung ist dieser Ueberzeugung und hat deshalb ein Unternehmen begonnen, das dem reisenden Publicum Deutschlands geeignete Reise-Lectüre darbieten wird.

Was zunächst den **Inhalt** dieser **Reise-Bibliothek** betrifft, so wird besonders darauf gesehen werden, daß die zur Aufnahme in dieselbe bestimmten Schriften speciell zur Lectüre für Reisende geeignet, zugleich aber von so dauerndem Werthe sind, daß sie ein Aufbewahren auch nach der Reise verdienen. Ferner wird auf die sehr verschiedenen Bedürfnisse der Reisenden Rücksicht genommen werden: es wird ebensowol für Unterhaltung als für Belehrung, für Ernstes wie für Erheiterndes gesorgt sein.

Aus diesen Rücksichten wird die **Reise-Bibliothek** in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, wovon die erstere **Reisebücher** in speciellerm Sinne, die zweite **Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfaßt.

Was wird jeden Reisenden zunächst interessiren? Doch wol das Land, das er eben durchreist. An eigentlichen Reisehandbüchern ist auch in Deutschland kein Mangel und diese werden daher zunächst wenigstens von dem Plan des Unternehmens ausgeschlossen sein. Allein der gebildete Reisende verlangt gewiß mehr, als derartige „Führer" ihm bieten können. Er möchte das Land, das er besucht, näher kennen lernen, über seine Geschichte, seinen Charakter etwas hören. Deshalb sollen in unsern **Reisebüchern** vor allem Schilderungen und Charakteristiken der von den verschiedenen Routen durchschnittenen oder berührten Gegenden und Ortschaften Deutschlands, ihrer Bevölkerungen, Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen gegeben werden. Solche topographisch-ethnographische Schilderungen können, ohne in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise in vielen Fällen gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten oder als Vorbereitung zu einer Reise benutzt werden; und auch nach derselben sollen sie als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte Werth behalten. Durch **Karten** und **Pläne** soll, wo es nöthig ist, der Inhalt dieser **Reisebücher** erläutert werden.

Die zweite Hauptabtheilung der **Reise-Bibliothek** wird **Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakters** umfassen, also solche, die, ohne specielle „Reisebücher" zu sein, nur im Allgemeinen zur Unterhaltung der Reisenden dienen sollen. Diese Schriften werden, nach den verschiedenen Neigungen und Ansprüchen der Reisenden, theils belehrende, theils blos angenehm unterhaltende sein. Dahin gehören zunächst Novellen und Erzählungen aller Art, selbst einzelne poetische Werke. Dann aber auch populär-wissenschaftliche, namentlich naturwissenschaftliche, ferner biographische, historische, culturhistorische, criminalgeschichtliche, kriegs- und zeitgeschichtliche Schriften, kurz solche, deren Gegenstände in ethnographischer, sittengeschichtlicher oder psychologischer Hinsicht von Bedeutung sind und mit dem wirklichen Leben, besonders mit dem Leben des Tages, im Zusammenhang stehen. Die Schriften werden in der Regel speciell für die **Reise-Bibliothek** verfaßt; doch soll die Mittheilung älterer gediegener Schriften dieses Gebiets nicht ausgeschlossen sein.

Besonders glaubt die Verlagshandlung noch hervorheben zu müssen, daß das deutsche Publicum in beiden Hauptabtheilungen der Reise-Bibliothek wesentlich nur **Originalschriften ausgezeichneter deutscher Schriftsteller** von wirklichem literarischen Werthe zu erwarten hat. Die Auffoderung der Verlagshandlung, sich bei ihrer **Reise-Bibliothek** durch Beiträge zu betheiligen, ist zu ihrer Freude von einer Reihe der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands sehr beifällig aufgenommen worden. Die am Schlusse dieses Bändchens verzeichneten Namen der Schriftsteller, welche Schriften für die Reise-Bibliothek zugesagt oder dieselben zum Theil schon ausgearbeitet haben, sind dem deutschen Publicum eine Gewähr, daß es Tüchtiges von dem Unternehmen zu erwarten hat.

Die bereits erschienenen oder zunächst rasch hintereinander erscheinenden Bändchen der Reise-Bibliothek sind am Schluß dieses Bändchens verzeichnet.

Neben dem Inhalt ist bei Schriften, die zum Gebrauch auf der Reise bestimmt sind, die **Form**, das Aeußere, von besonderer Wichtigkeit. Die Verlagshandlung hat deshalb bei ihrer **Reise-Bibliothek** zunächst für ein **handliches Format** Sorge getragen, dann für **deutlichen, die Augen nicht anstrengenden Druck** und für **weißes Papier**; endlich auch dafür, daß die Bücher mit **festem Umschlag** (in gelbem Papier) versehen und **bereits beschnitten** sind. Der **Umfang** wird in der Regel 8—12 Bogen betragen und der **Preis** ist für jedes solches Bändchen auf 10 Silbergroschen festgesetzt.

Für den **Vertrieb** der **Reise-Bibliothek** sind von der Verlagshandlung die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen oder angebahnt worden: sie hofft, daß die Directionen der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften ihr sowie den betreffenden Sortimentshandlungen freundlich entgegenkommen werden, damit das Publicum die **Reise-Bibliothek** gleich auf den Bahnhöfen und an den Hauptstationen kaufen kann, wie dies bereits in andern Ländern stattfindet.

Schließlich macht die Verlagshandlung noch darauf aufmerksam, daß sie sich auch mit der Herausgabe von mehren für das reisende Publicum bestimmten **kartographischen Werken** beschäftigt, namentlich mit **Städteplänen, Eisenbahnkarten** für alle Eisenbahnrouten Deutschlands, **Flußkarten** rc., nebst Angabe der Abfahrtsstunden, Gasthöfe u. s. w., woraus sich zuletzt ein praktischer **Reise-Atlas** für ganz Deutschland gestalten wird. Diese kartographischen Werke werden eine wesentliche Ergänzung der **Reise-Bibliothek** bilden.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Schillerhäuser.

Von

Josef Rank.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Inhaltsverzeichniß.

Vorbemerkung.

Schiller's Persönlichkeit hat die Eigenschaft mythisch gewordener Heroen angenommen; je weiter sein Erdendasein in das Dunkel der Vergangenheit zurücktritt, desto leuchtender ragt seine Gestalt als Wesen höherer Art in die Gegenwart herein.

Ein sprechender Beweis, wie sehr der Geist dieses Dichters noch immer der Lieblingsinhalt deutscher Denk- und Fühlweise geblieben, ist die fortwährende unübersehbare Verbreitung seiner Werke und das andächtige Interesse, mit welchem selbst die geringfügigsten Reliquien aus seinem Leben aufbewahrt werden.

Während eine politische Partei und eine literarisch-vornehmelnde Schule sich angelegen sein lassen, Schiller's Ansehen als ein sinkendes darzustellen, gibt das deutsche Volk von Tag zu Tag lauter zu erkennen, daß der große Dichter seinem Herzen immer theurer werde. Mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt geht es den Spuren seines Lebens nach und bezeichnet mit Verehrung die Stellen, welche der gewaltige Meister dichtend oder mit dem Ungemach des Lebens ringend einst betreten.

Namentlich sind es die „Schillerhäuser", welche sich einer wachsenden Aufmerksamkeit erfreuen; gleichsam betroffen über die Unterlassungen der Väter beeilen die Nachkommen sich jetzt, die Wohnungen des Dichters durch Feste und Gedenktafeln auszuzeichnen. Und dies mit Recht. Denn gerade bei Schiller haftet an diesen Stätten ein sichtbares Stück Leben; wer diese Stätten der Reihe nach gesehen hat, darf sagen, einen

erschütternden Aufschluß mehr über die ebenso beschwerliche als bedeutungsvolle Laufbahn des Dichters erhalten zu haben.

In diesem Sinne hielt ich es für zeitgemäß, die folgende kleine Galerie von „Schillerhäusern" aufzustellen. Ich war dabei bestrebt, die Oertlichkeiten, wie sie gegenwärtig noch gefunden werden, so anschaulich als möglich zu schildern und diesen Schilderungen die Umrisse aus den bezüglichen Lebensperioden des Dichters beizufügen. Daß es hierbei nicht auf neue Entdeckungen, sondern nur auf zweckdienliche Benutzung schon bekannter Thatsachen ankam, bedarf wol keiner Erwähnung.

Alle hier aufgeführten „Schillerhäuser" sind als solche von den Reisenden gekannt und besucht. Eine mehr oder weniger bedeutsame Periode aus Schiller's Leben, eine öffentliche Feierlichkeit oder Gedenktafel, auch wol blos die stille Pietät, welche ein Zimmer in dem ursprünglichen Zustande, wie es der Dichter bewohnt, zu erhalten bestrebt ist, schienen uns allein zur obigen Bezeichnung zu berechtigen. Es konnten daher jene Wohnungen, welche Schiller in Stuttgart, Manheim, Leipzig u. s. w. flüchtig bewohnte, nicht aufgenommen werden; sie sind bisher den Einheimischen wie Fremden theils unbekannt geblieben, theils haben sie jede besondere Beachtung verloren. Auch die Gebäude der Karlsschule auf der Solitüde und in Stuttgart gehören als Theile von Hofgebäuden begreiflicherweise nicht in die Kategorie von „Schillerhäusern", so anziehend auch die Thatsachen aus Schiller's Leben sind, welche sich daran knüpfen.

Und so möge denn dies Büchlein den andächtigen Wanderern zu den geweihten Arbeits- und Leidensstätten unsers großen Dichter-Propheten ein willkommener Führer sein!

Weimar.

Josef Rank.

1.

Schiller's Geburtshaus zu Marbach.

(In Schwaben.)

Das schwäbische Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, liegt am erhöhten rechten Ufer des Neckar, nicht weit von Ludwigsburg, in einer anmuthigen Gegend; es besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die außer einer ungewöhnlichen Anzahl von Gasthausschildern nichts Besonderes bietet. Marbach würde sonach nur wenige Reisende anziehen, stände nicht da unten, südöstlich von der Hauptstraße, auf einem kleinen Brunnenplatze ein Haus, aus welchem einer der größten Geister und Lieblinge der deutschen Nation hervorgegangen ist.

Das Herz pocht Einem unwillkürlich, wenn man von der Hauptstraße in ein Nebengäßchen einlenkt, um den kleinen Platz und Schiller's Wiege aufzusuchen. Denn wir sind bei dem Gedanken an diesen so gewaltigen und immer nach Großem zielenden Geiste so sehr gewöhnt, Alles was auf ihn Bezug hat, groß und bedeutend zu wähnen, daß wir selbst von seinem Geburtshause einen seltenen Eindruck erwarten.

Wie anders aber soll es kommen!

Wir können uns einer seltsamen Erschütterung kaum erwehren, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen stehen,

so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich und dabei erfahren: hier sei der erhabene Denker und Dichter Schiller geboren!

Man bleibt stehen und sieht beklommen eine Weile hin. Der Brunnen rauscht eintönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden, hier und dort öffnet sich ein Fenster und ein neugieriges Gesicht blickt heraus.

Schiller's Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt; dieses kündigt schon von weitem das Bret mit Broten vor einem der Fenster an. Die Straßenseite des Hauses hat zu ebener Erde und im ersten Stock nur je drei Fenster; grüne morsche Läden schließen die Fenster des ersten Stockes wie schläfrige Augenlider. Der Eingang in das Haus ist an der Südseite, der Blick des Fremden fällt, indem er sich der Thür nähert, auf allerlei Wirthschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten.

Ich trat eines schönen Sommertags durch die niedere Hausthür in eine kleine verrauchte Vorhalle, Kinder sprangen und riefen da um eine kränkliche hagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein bescheidenes Feuer und daneben holte der junge blühende Bäcker Brot aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube trug.

Dahin folgte ich ihm über zwei hölzerne Stufen, nachdem wir gegenseitig freundliche Grüße ausgetauscht.

Wie klein und drückend, wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder! Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr: dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, sodaß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrigbleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wandbänken herum große Laibe Brot; eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der geheizten Stube durcheinander. Ich fragte nach Re-

liquien und Merkwürdigkeiten des Hauses; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte: „Ja, das ist Alles.“ Dann legte er mir das „Schilleralbum“ auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Einrichtung mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Postament derselben ist die Abschrift eines längern Gedichts befestigt, welches unter andern beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Schicksalsloos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!

Rechts und links neben der Büste hängen zwei fromme Bilder. Das auf der linken Seite stellt einen Jüngling am Scheidewege dar, der aus Matthäus VII, 13, 14 citirt: „Nicht der Weg, sondern das Ende des Weges bestimmt meine Wahl; wie schön und ehrenvoll wird sich's oben ruhen!“ Das Bild rechts ist eigentlich ein großes Wettrennen mit Hindernissen nach dem Paradiese: „Des Christen Weg und Ziel“; der Text lautet: „Glaube, hoffe, dulde — am Ziele wird Er dich belohnen!“

Das Schilleralbum ist ein Gedenkbuch für die Besucher der theuern Stelle. Es wimmelt von Namen aller Stände; man sieht, daß jeder Stand sein Contingent Verehrer liefert. Nur Potentaten und Diplomaten fehlen; warum?

Dieses Schilleralbum ist übrigens ein wahres Kunterbunt von Sentimentalitäten, Gemüthssprühungen, ungeschickten Ei-

taten, Neckereien und Gedankenspänen. Ich konnte nicht umhin, einige derselben aufzuzeichnen. Sehr häufig sind Anspielungen auf Hütte und Palast, Reich und Arm und „daß ein Genie keiner goldenen Wiege bedürfe". So heißt es an zwei Stellen: „Zum großen Geist braucht es nicht des großen Vaterhauses, noch enger ist der Mutterschoos." Die meisten Einzeichnungen bestehen in der bloßen Angabe von Namen, des Standes und der Zeit der Anwesenheit; da ist es nun auffallend, wie sich oft unter einigen guten Versen ganze Gruppen von Namen drücken und drängen, als wolle jeder anzeigen, daß auch er für diese Inschrift mit „Gut und Blut" einstehe und mit ihr „stehe und falle". Unter den Versen:

Wir haben von unserm Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und Schmerzen
Und Das, wofür wir uns halten im Herzen —

liefert der Andrang von Namen ein förmliches Gefecht; mancher Name muß sich genügen lassen, dem andern sozusagen nur unterm Arm hervorzugucken. Manche Inschrift wieder ist vor jedem Zudrang dadurch sicher, daß ihre Position eben uneinnehmbar dasteht. So gibt sich auch folgende Stelle:

Willst du treu dem Dichter sein,
So präge dir seine Gefühle ein —

mit der Unterschrift des Verfassers allein zufrieden. Herzensergießungen gar zu subjectiver, stammesbewußter Art theilen aus allgemein deutsch-patriotischen Gründen ein gleiches Schicksal; so die folgende Stelle: „Zum Volksredner bin ich nicht geboren, auch weiß ich nicht Reime zu schmieden; doch Schiller, dich weiß ich zu verehren, dieweil ein ehrlicher Schwabe ich bin." Ein Lächeln beschleicht uns, wenn wir zahllose Verse aus Schiller's Werken selbst ganz wunderlich eingezeichnet sehen.

Sie beziehen sich meist auf Liebe, Freiheit, Glauben und Hoffen. Da erseufzet Einer:

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz...

Dort declamirt ein Anderer:

Religion des Kreuzes u. s. w....

Ein jungfräuliches Herz mit der Unterzeichnung N. N. schreibt:

O! daß sie ewig grünen bliebe
Die erste Zeit...

Wieder ein Anderer schwingt sich also auf:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein...

Und ein Fünfter, Sechster und Siebenter schreiben:

Denn wo das Milde mit dem Zarten —

oder:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben —

oder:

Ich habe gelebt und geliebet!...

Schelme gibt es überall, sie fehlen auch hier nicht. Hart hinter manche einfache Inschrift der Verehrung nistet sich hier und dort der Humor des Zufalls oder der Absicht. So schrieb z. B. ein Herr L. B. aus Winnenden bescheiden: „Auch ich verehre Schiller." Gleich setzt ein E. B. aus Winnenden darunter:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth...

An einer andern Stelle erglüht Einer folgendermaßen:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,
So werden „Kerner" selbst zu Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu,
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schiller's Morgenröthe!
Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach.

Sogleich findet sich eine „Bewundererin", die darunter schreibt:

Kleinknecht, du bist ein Engel!
Luise.

Jedennoch Luise bleibt in ihrer Zustimmungsfreude nicht allein, denn hinter ihr schwört ein Moritz Kirchler mit Nachdruck:

Du hast wahr geschrieben!

Natürlich muß Schiller auch der Gesinnung zum Ausdruck helfen; Einer schreibt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er ihnen Speer und Spieß
Zu wahren ihre Rechte!

Auch sonst fehlt es nicht an sehr charakteristischen Einzeichnungen. Wer erkennt nicht mit zugemachten Augen den Commis-voyageur aus folgender Stelle: „Auch ich verehre Schiller, auf einer Geschäftsreise N. N."; — es fehlt nur noch das „Cito, Cito! coulant et réel!" Oder zweifelt wer, daß ein gewiegter Philolog der Thäter ist, wenn von milder Hand mit griechischen Buchstaben eine classische Stelle wundersamen Behagens voll niedergezeichnet wird?

Eine psychologische Merkwürdigkeit ist mir auch noch aufgefallen.

Es gibt nämlich Menschen, die so weich und gebrochen und noch einmal gebrochen sind, daß ihnen bei jeder geistigen Bethätigung anstatt Gedanken nur Gefühle zur Verfügung stehen. So fand ich in dem Schilleralbum, das doch offenbar nur der Verehrung Schiller's gewidmet sein kann, auch folgende Stelle:

O Tochtermann Walther, warum so schnell deinen Tod?
Das weiß Niemand als der allwissende Gott!
Rothgerber her von Winnenden.

Das ist wahrscheinlich ein alter gebeugter Mann, dem über einen nahen Verlust noch warm die Thränen über die Backen liefen, obwol er vielleicht eine „Zerstreuungsreise" angetreten hatte.

Und so wimmelt es noch von so manchen wohl- und wehgemeinten Sprüchen. Auch viele sehr würdige Worte von Engländern und Franzosen finden wir in diesem Album. Dem vielen abgedroschenen und kindischen Unwesen, welches sonst darin vertreten ist, macht ein schalkhafter Versekünstler den Proceß, indem er schreibt:

Und was das Beste ist dabei,
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen!...

In dem eben geschilderten Hause zu Marbach nun wurde Schiller am 10. (nach Gustav Schwab am 11.) November 1759 geboren.

Der Vater betete nach des Sohnes Geburt zu dem Wesen aller Wesen, auf daß es demselben zulegen möchte an Geistesstärke, was er aus Mangel an Unterricht im Vaterhause nicht erlangen könnte — und das Gebet des Vaters wurde erhört.

Aber nur die vier ersten Jahre seiner Jugend brachte Schiller in diesem Hause zu, welches seinen Großältern gehörte. Bis zum Eintritt in die Karlsschule lebte er dann mit seinen Aeltern theils in Lorch und theils in Ludwigsburg; aber das Geburtshaus in Marbach blieb auch hier stets ein Ziel der Sehnsucht für den Knaben Schiller. Gewöhnlich geschahen Besuche daselbst an Sonntag-Nachmittagen in Gesellschaft seiner anspruchslosen frommen Mutter und seiner Schwester. Die Mutter pflegte dann ihren Kindern das Evangelium, über welches am Vormittage gepredigt worden war, auszulegen. Einst, am Ostermorgen, sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern die Rührung sich in heißen Thränen Luft machte.

Schiller war ursprünglich ein sehr zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand. Schon im vierten Jahre war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht erfaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater im Kreise der Seinen sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei.

Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, gedenkt aus jenen Tagen:

„Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute

und Schöne zogen unwillkürlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er Aller Liebling..."

Nach Marbach waren Cannstadt und Ludwigsburg die flüchtigen Aufenthaltsorte der Schiller'schen Familie; hierauf zog sie nach Lorch und blieb hier über zwei Jahre (1765—68). In Lorch verlebte Schiller die wonnigsten Tage seiner Knabenzeit; die Aelternwohnung war „in der Herberge zur Sonne". Neun Jahre alt, übersiedelte der Knabe mit seinen Aeltern abermals nach Ludwigsburg, wo er die lateinische Schule durchmachte und die ersten poetischen Versuche begann. Seine Wohnung war anfangs „im Hause der Cotta'schen Druckerei" und dann bei Professor Jahn. 1773 wurde Schiller Zögling der Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitüde und später Schüler der Karlsakademie in Stuttgart. Die Studien und Erlebnisse des Dichters, die Entstehung der „Räuber", die heimlichen Reisen nach Manheim u. s. w. sind bekannt genug. Am 14. Dec. 1780 wurde Schiller als Regimentsmedicus aus der Akademie entlassen und wohnte bald darauf mit dem Lieutenant Kapff in einem bescheidenen Zimmer ebener Erde auf dem Kleinen Graben, jetzt Eberhardstraße. Man erzählt nicht viel Erbauliches von dem engen Zimmer; es roch furchtbar nach Taback, ein großer Tisch und zwei Bänke bildeten die Möbel, die Garderobe, angestrichene Hosen u. s. w., hingen an der Wand; in verschiedenen Winkeln Kartoffeln, Räuberexemplare, leere Teller, Bouteillen. 1782 den 17. Sept., Abends 9 Uhr, floh Schiller mit seinem Freund Streicher nach Manheim, wo er einige Zeit beim Buchhändler Schwan wohnte; doch um seine Sicherheit besorgt ging er über Frankfurt a. M. und Worms in sein „Versteck zu Oggersheim".

2.

Schiller's Versteck zu Oggersheim.

(Bei Manheim.)

Wer von Manheim her die Hauptstraße durch den rheinpfälzischen Ort Oggersheim verfolgt, der trifft gegen Ende desselben, rechter Hand, auf ein ziemlich kleines Haus, das durch einen Garten von der Straße getrennt ist. Der Eingang in das Haus führt durch den Garten, zur Hausthür selbst gelangt man auf einer steinernen Doppeltreppe.

Dieses bescheidene Haus, mit vier Fenstern in der Fronte und einigen Dachstübchen über dem einen Stockwerke, wird als dasjenige genannt, wo Schiller im Jahre 1782 sieben Wochen lang als Flüchtling gelebt hat, weil er sich in Manheim nicht sicher glaubte.

Das Haus war damals eine Schenke und Schiller bewohnte es unter dem Namen eines Dr. Schmidt. Sein Zimmergenosse war der treue Jugendfreund Streicher, der kurz zuvor sein für eine hamburger Kunstreise bestimmtes Geld dazu benutzt hatte, dem Dichter von Frankfurt a. M. nach Oggersheim und hier über die erste und ärgste Noth hinwegzuhelfen.

Während sich Streicher bemühte, im Orchester zu Man=

heim eine Stelle zu erhalten, die ihm zu leben gab, nahm Schiller die Umarbeitung des „Fiesco" und die Fortsetzung von „Cabale und Liebe" rüstig vor. Es sind Ueberlieferungen vorhanden, welche über die bescheidene Wirthschaft der wackern Freunde rührende Auskunft geben.

Schiller bewohnte, so wird erzählt, mit seinem Freunde Eine Stube; die Wände dieser Stube waren weiß angestrichen und einige zerbrochene Fensterscheiben mußten durch Papierbogen ersetzt werden; auf diesen Bogen las man den Entwurf zu einem neuen Trauerspiele: „Luise Millerin" („Cabale und Liebe"). Rechnete man das große Bett und den mächtigen Kachelofen ab, neben welchem einige Ballen der „Räuber" aufgestapelt lagen, außerdem einen großen Haufen Kartoffeln, welche den Freunden Abends zur Hauptnahrung dienten, so blieb nur wenig Raum mehr übrig für das andere Zimmergeräth, das aus einem Tisch und zwei Stühlen bestand. Die dürftige Garderobe der beiden Freunde hatte Platz an einem Zapfenbret an der Wand und damit die Musen vor Kälte nicht starben (Schiller's Aufenthalt fiel in die Monate October und November), so brannte im riesigen Ofen ein Feuerchen, welches wenigstens vor Erstarrung schützte. Es half wenig, daß man die Fenster rundherum mit Stroh verwahrte; der oft schneidende Wind drang doch bis zum Ofen hindurch. Der Stuhl, auf welchem der Dichter saß, hatte keine Lehne und dem Tisch fehlten zwei Beine, weshalb derselbe an der einen Seite mit Klammern an die Wand befestigt war. Auf einem morschen Wandbrete befanden sich Bücher von den verschiedensten Formaten, eine Erd- und eine Himmelskugel, ein Bierglas und ein gypserner Cicero, dem die Nase fehlte. Die Unordnung, die sonst in diesem Zimmer herrschte, soll alle Vorstellung übertreffen. Doch unbeirrt von all diesen irdischen Mängeln saß der Dichter mitten in diesem Chaos,

schwelgte in den Hochgenüssen seiner Schöpferkraft, schuf sich eine Welt der Ideale und das Feuer seines Herzens wußte ihn nicht nur vor körperlicher Erstarrung zu schützen, es goß auch Glut in seine Schöpfungen, die noch jetzt und in Zukunft ihre durchwärmende Wirkung nicht verfehlen können...

Wir haben es vorgezogen, diese Schilderung herzusetzen statt einer Beschreibung des Schillerzimmers, wie es noch jetzt zu sehen ist. Denn abgesehen von der gänzlichen Umänderung desselben findet sich daselbst auch nicht die geringste Spur mehr von Erinnerungszeichen an jene Tage.

Wir dürfen diese Skizze nicht schließen, ohne jenes Briefes zu erwähnen, welchen Schiller von hier aus an seine Schwester Christophine schrieb; er ist ein schönes Andenken, welches die Aufschrift „Oggersheim" trägt. Der Brief lautet:

„...Daß meine Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet, von selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendige Fügung des Himmels betrachten müßte, welche mich in meinem Vaterlande nicht glücklich machen wollte. Der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem wir Gottlob nur allein abhängig sind. Ihm übergebe ich die Meinigen, er erhalte sie fest und stark, mein Schicksal zu erleben und mein Schicksal mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerissen aus ihren Armen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich sie wieder empfangen. Das sei die letzte Thräne, die fällt. Das Verlangen, mich in Manheim etablirt zu sehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen manheimer

Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe auf einer Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fache nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben sein muß. Beste Schwester, erschrick nicht, daß so viele Meilen zwischen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr sollt jedes meiner Verhängnisse mit mir theilen; ich suche mein Glück ebenso sehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre soll, so Gott will, kein Schuhbreit zwischen uns liegen. Eure Sorge wird mein Auskommen sein. Bisjetzt habe ich auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in der Zukunft kann ich zuversichtlich sein, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverän der Literatur ist, alle Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im voraus schätzt und einen ungeheuern Einfluß hat beinahe im ganzen deutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken als mein Glück nur allein durch die Medicin zu machen und werde suchen, innerhalb eines halben Jahres Doctor zu sein. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute Adressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die Letztern benutzen will. Für meine Schulden können meine Aeltern stehen, denn ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen schicken würde, an den Ort meines Glücks bringen und das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn so

lange ein rechtschaffener Mann geblieben, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte? Die Leute werden sich zufriedengeben. Noch einmal, inniggeliebte Schwester, vertraue auf Gott, der auch der Gott deines fernen Bruders ist, dem dreihundert Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammengebracht haben will. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott bei euch sein. Ein inneres Gefühl spricht laut in meinem Herzen: ich sehe euch wieder. Vertraut Gott! Es wird kein Haar von uns Allen auf die Erde fallen..."

Die Bearbeitung des „Fiesco" für die Bühne war noch in Oggersheim zustande gebracht; Schiller setzte große Hoffnungen auf den Erfolg des Stücks und auf die Einnahme für dasselbe in Manheim — allein es ward aus engherzigen Rücksichten auf den Herzog von Würtemberg zurückgewiesen. In der äußersten Noth versetzt Schiller seine Uhr und verkauft das Manuscript des „Fiesco" für 11 Louisdor an den Buchhändler Schwan in Manheim. Ende November reist er nach Bauerbach in sein verborgenes Asyl, welches ihm die mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, eröffnet hat. Schmerzlicher Abschied von seinem treuen Streicher, der ihn bis Worms begleitete...

3.

Schiller's Zufluchtstätte in Bauerbach.

(Bei Meiningen.)

Im Winter, zu Ende des Jahres 1782, erzählt Karoline von Wolzogen, kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend; es war spät am Abend, schon sank die Nacht auf das Thal; aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend. Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, lachten ihm freundlich entgegen. Das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von den höhern Bergen rings umschlossen wurden. Die in unwirthlichen Bergen karge Natur bot ihren Einwohnern nur durch strenge Arbeitsamkeit Unterhalt. Aber der Hauch der Freiheit war Schiller wohlthätig und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.

Es war ein Hauptzug in Schiller's Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen einfachen Lebens beschäftigte. Plane zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses

sich eine, wenn auch späte Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der Phantasie und ein zartes leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wol mit vielen ausgezeichneten Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte dieser Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderm Vergnügen und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.

Ein halbes Jahr lebte Schiller so, größtentheils mit sich und der Natur in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Gutes spielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald zwischen wildem Gestein ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.

In Bauerbach las Schiller die Geschichte des Don Carlos von Saint-Réal, die ihn sehr anzog. Er machte den Entwurf zu einer Tragödie, deren Gegenstand der unglückliche Prinz war, und arbeitete einige Scenen aus. Auch an Maria Stuart dachte er in dieser Zeit. Die Einsamkeit, in der Schiller lebte, die Entfernung äußerer Eindrücke waren ohne Zweifel zum Theil Ursache, daß er die Welt seiner Phantasie kräftiger faßte und reiner gestaltete. Was bei leichtem fröhlichen Jugendsinn, in heiterer

Umgebung sich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerstreut hätte, concentrirte sich in Einsamkeit und Ernst zu einem mächtigen Bilde.

Nur selten konnte Frau von Wolzogen und dann nur auf kurze Zeit mit Schiller in Bauerbach wohnen, da die Liebe zu ihren Söhnen sie oft nach Stuttgart zog oder die Freundschaft für ihren Bruder nach Walldorf bei Meiningen. Lebhaft genoß der Dichter diese flüchtigen Erscheinungen der Mutter und ihrer Tochter Charlotte, welche Letztere auf Schiller's Herz keinen geringen Eindruck machte. Waren die Frauen abwesend, dann mußte ein lebhafter Briefwechsel die Stelle persönlichen Umgangs ersetzen. Aus Schiller's Briefen dieser Zeit leuchtet das ganze Bild seines Lebens. Jede gute und böse Laune des Tages spricht aus ihnen; über seine Entwürfe und Hoffnungen wird so manches Licht verbreitet.

Einige Stellen aus Schiller's Briefen während des bauerbacher Aufenthalts mögen daher sein Lebensbild noch mehr vergegenwärtigen.

Erst gibt er den Seinigen über die Ankunft in Bauerbach Nachricht:

„Endlich bin ich in Bauerbach glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr; kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt. Ich kam Abends hierher — es sind von Frankfurt 45 Stunden —, zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann

und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe." — An Schwan schreibt er: „Ich bin an Ort und Stelle wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich eine zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plane vollends auszubilden. Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk (Medicin) versinken." (8. Dec. 1782.)

Im Januar 1783 kam Frau von Wolzogen, begleitet von ihrer Tochter Charlotte und ihrer Pflegetochter Henriette auf kurze Zeit nach Bauerbach und Walldorf; folgende Zeilen an die würdige Frau fallen in jene Tage:

„Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich's nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam ganz wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeiung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit (Frau von Wolzogen war in Walldorf) bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie Demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringern Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen. Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem

ich mich beinahe überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe... Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichsten Freunde Schiller." (4. Jan. 1783.)

Einige Tage später schrieb er:

„So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden sein, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseins noch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächste mal, das ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." (10. Jan. 1783.)

Diese letztern Worte waren wie eine prophetische Ueberschrift zu einem folgenden, zwar kurzen, aber erschütternden Zerwürfnisse Schiller's mit seiner mütterlichen Freundin, die, durch übertriebene Furcht vor dem würtembergischen Herzoge, dem flüchtigen Dichter andeutete, sie dürfe ihm des Schicksals ihrer Kinder wegen nicht länger in ihrem Hause ein schützendes Obdach geben. Die Wirkung dieser Eröffnung auf Schiller spricht aus folgenden Zeilen:

„Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgendein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser subluna-

rischen Welt herum. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe Dem, den seine Umstände nöthigen auf fremde Hülfe zu bauen. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glücks zu sein; aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen und diese müßten unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt worden, der meine «Räuber» auswendig kann. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter ersten Ranges figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wurmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwald, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben und, was das Beste ist, Schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll." (14. Jan. 1783.)

Die Verständigung und Versöhnung konnte bei so vortrefflichen Menschen nicht ausbleiben; sie erfolgte auch bald. Man berieth sich nur noch über Mittel und Wege, wie man Schiller's Aufenthalt den Augen des Herzogs von Würtemberg am besten verbergen könne, und kam überein, daß der Dichter zwei Briefe, einen an Wilhelm von Wolzogen, aus

Frankfurt a. M. datirt, den andern mit der Bezeichnung „Hannover" an Frau von Wolzogen schreiben solle; diese Briefe waren bestimmt, in Stuttgart bei Hofe gelesen zu werden und über den Aufenthalt des Dichters irrezuführen.

„Ich reise nach Amerika", heißt es in dem erstern Briefe. „Ich habe bei einem hiesigen Handelshause genauen Unterricht, wie man fortkommt nach der Neuen Welt. Aber, wirst du fragen, was darinnen thun? Das sollen Zeit und Umstände bestimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachlässigt — auch die Philosophie könnte ich dort als Professor lehren — vielleicht auch ins Politische mich einlassen — vielleicht auch gar nichts von dem Allem. Aber Trauerspiele werde ich deswegen nicht aufhören zu schreiben. Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt."

In dem zweiten Briefe an Frau von Wolzogen kommen folgende Stellen vor:

„Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht und da ich anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht gar nach England. Doch gewiß ist es noch nicht, so große Lust ich habe, die Neue Welt zu sehen. Wenn Nordamerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll."

Aus den folgenden Zeilen an Frau von Wolzogen spricht bereits wieder das beste harmloseste Verhältniß:

„Gott sei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Also von 14, die bevorständen, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. — Eben wanderte ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, soviel ich von Ihnen sprechen mußte, kein Wort von Ihrem

bisherigen Hiersein oder den fröhlichen Augenblicken unsers hiesigen Beieinanderseins verloren. Sie selbst haben also das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerksame Zuhörer haben. — Das satirische Gedicht, wovon Sie wissen, ist fertig; ich weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen.*) — Man spricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des meininger Schlosses 30,000 Gulden an Gold und Silber und einige Kisten von Tabacksdosen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachsagen sollte. Doch unmöglich wäre es nicht und für die dienstägige fête wäre der Fund vortrefflich. Die Tabacksdosen waren mir wichtig und Derjenige, der eine ganze Kiste davon sammelte, muß mich selbst übertroffen haben. — Liebste Freundin, heute haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann sein, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen! Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß' ich einen Raubvogel... Ohne Aufhören Ihr Friedrich S." (1. Febr. 1783.)

An Rath Reinwald in Meiningen schrieb er: „...Liebster Freund, ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein und möchte oft meine tägliche Kost um

*) Das satirische Gedicht war auf die bei Herzog Georg's Krankheit vom koburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitznahme Meiningens verfaßt und von dem genesenen Herzoge selbst veranlaßt. Der Titel desselben lautet: „Wundersame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Nase wieder abziehen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnackische Reimlein bracht von Simon Krebsauge, Baccalaur." (Hoffmeister, „Nachlese", I, 219 fg.)

eine menschliche Gesellschaft dahingeben. — Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstande zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken leisten und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreise Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervorspringt." (21. Febr. 1783.)

An Denselben: „...Ob ich mit Dalberg zustande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich und meine «Luise Millerin» hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren; z. B. die gothische Vermischung vom Komischen und Tragischen, die allzu freie Darstellung einiger mächtiger Narrenarten und die zerstreuende Mannichfaltigkeit des Details... Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, hab' ich Beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Si-

tuationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das manheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß, so entziehen Sie mir auch hierbei Ihre freundschaftliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volks bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Bälder als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Wenn Sie allenfalls Brantôme's «Geschichte Philipp's II.» besitzen, so theilen Sie mir solche mit... Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, so werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir solches communiciren..."

Derselbe Brief schließt:

„Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte

ich sie! — Einsamkeit, Misvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen und meine Muße halbwegs nach dem Cocytus wieder einholen." (27. März 1783.)

An Frau von Wolzogen schreibt er an demselben Tage unter Anderm:

„Ganz Meiningen weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz Meiningen vermuthet, daß dieser Ritter (so nannte sich Schiller) nicht Der ist, für den er sich ausgibt, daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt habe, darum er seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen; man hat sogar wegen einer Aeußerung des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Weil ich nun bei der Ankunft eines gewissen Herrn aus Stuttgart einer Entdeckung unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist: ich muß Bauerbach verlassen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne Hoffnung aufgeben muß, daß er vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor und mein Stolz hat meiner Tugend schon soviel Dienste gethan, daß ich ihm auch meine Tugend preisgeben muß. Die Manheimer verfolgen mich um mein ungedrucktes Stück und ich kann also Anfangs Mai soviel Geld zusammenbringen, um nach Berlin zu gehen; dort

werde ich bald Auskommen finden. Hungers sterben werde ich zuverlässig nicht.“ (27. März 1783.)

An Rath Reinwald — „früh in der Gartenhütte“:

„In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankern Spiegel auf und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. — Ich stelle mir vor — jede Dichtung ist nichts Anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes... Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisjetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen... Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen Dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in

mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein." (14. April 1783.)

An Frau von Wolzogen: „...Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Neulich entstand ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Consorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zwei mal für den Verwalter und demungeachtet trieben die Letztern die Schafe auf die Wiesen; Ihre eigenen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten u. dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf auffoderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört) Sie souteniren ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur Einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen Diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie Diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Betragen zu untersuchen." (23. April 1783.)

Um diese Zeit erschien bei Schwan in Manheim zum ersten male: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua; ein republi-

kanisches Trauerspiel von F. Schiller." Der Dichter schickte einige Exemplare seinem Vater und erhielt von diesem kleine Geldunterstützungen. Folgender an Reinwald gerichteter Brief gibt eine Schilderung von dem feierlichen Einzug, welchen Frau von Wolzogen auf Schiller's Veranstaltung in Bauerbach hielt.

„Der erste Augenblick, der wieder mein eigen ist, gehört Ihnen, theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem schöpfen, denn schon neun bis zehn Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir selbst kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu setzen, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, so mußte ich nun aller Orten selbst sein. Meine «Luise Miller» («Cabale und Liebe») blieb liegen und mit dieser müssen auch Sie, mein Guter, Ein Schicksal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieser zurück. — Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen. Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit ansehen werden; denn bald, sehr bald müssen Sie kommen, mein Bester. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. s. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht schreiben, wenn ich es nicht etwas interessant fände, daß in dem barbarischen Bauerbach Dergleichen geschehen ist. — Sonntags, mein Lieber, werden Sie schwerlich Geschäfte haben. Entschließen Sie sich, hierherzukommen und einen vergnügten Tag auf dem Lande zuzubringen. — Meinen «Fiesco» habe ich neulich bei Ihnen liegen lassen. Bald

wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch sehen... S." (22. Mai 1783.)

Ueber das heitere Leben in Bauerbach während der Anwesenheit der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter Charlotte theilt der folgende Brief Schiller's an Wilhelm von Wolzogen Näheres mit:

„Unter den vielen Zerstreuungen, welche die Ankunft Ihrer besten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht früher beantworten... Sie haben Recht, theurer W., daß Sie mich um die Glückseligkeit, im Kreis Ihrer guten Mutter und Schwester leben zu dürfen, beneiden. Zwar that es mir weh, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unsern vergnügten Cirkel vermehren und ich zähle darauf, daß wir Sie festhalten werden. Hier zum ersten mal habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fodert, ganz glücklich zu sein. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit und ein Freund ist ihm Vollendung. Seien Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie Beides haben!"

Das beginnende Herzensverhältniß Schiller's zu Charlotte von Wolzogen, einem eben aufblühenden Mädchen, wird hierauf in folgenden Zeilen lebhaft genug angedeutet:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edel empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe Demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rech=

nen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist."

Merkwürdig als Zeichen eines wackern Charakters ist die folgende Stelle desselben Briefes, worin Schiller über einen begünstigten Bewerber um Charlottens Hand spricht:

„Ich kenne den H. von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander misgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen: er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann und Ihre Lotte liebt ihn wie das Mädchen, das zum ersten male liebt." (25. Mai 1783.)

Die Heirath Charlottens mit Herrn von Y. zerschlug sich wegen äußerer Umstände und wie es scheint wegen einiger unzarten Aeußerungen. Schiller, der nun das Feld von einem Nebenbuhler frei sah, war trotzdem zu redlich und zartfühlend, um in seiner ungewissen Lage Wünsche auszusprechen, die das Glück des liebenswürdigen Mädchens nicht gründen konnten. Nur andeutungsweise entschlüpften ihm schüchterne Bekenntnisse in Briefen an die Frau von Wolzogen, die allerdings auch ernstere Absichten auf eine Heirath herauslesen ließen. Lotte selbst scheint seine Neigung nicht bemerkt, noch mit andern als freundschaftlichen Gefühlen erwidert zu haben. Sie war von ruhigem Charakter, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen. Nach einigen Jahren gab

sie ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer ersten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entrissen.

Welcher Art Schiller's Stimmung während der letzten Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach war, das erfahren wir aus folgenden Zeilen an Frau von Wolzogen:

„Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann... Sie schreiben mir, ich sei erkannt. Lieber hätte ich ein Auge verloren als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich Den, der mir diesen Dienst gethan hat, ich würde ihn hassen und wäre er mein erster Freund. Bin ich wirklich entdeckt, so kann ich nicht mehr incognito leben oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Gesellschaft gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzen sagen. Es liegt mir an dem Respect, der meinem Namen gebührt, und diesen muß ich nothwendig behaupten. Doch ich bin wol ein Thor. Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich und ich schenke meine dichterischen Lorbern in den nächsten boeuf à la mode und trete meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: «Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all dieses prahlende Nichts. Laß in ro-

mantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsere Seelen, klar wie über uns das heitere Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer.» Mit meinen vormaligen Planen ist es aus und wehe mir, wenn es auch von meinem jetzigen gelten sollte. Ich werde es auch wol bleiben lassen, mich von hier zu trennen; nur ist die Frage, wie ich auf die Dauer hier meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen und ich weiß, ich überwinde sie." (30. Mai 1783.)

Ende Juli 1783 verließ dann Schiller sein stilles Asyl in Bauerbach wieder, um nach Manheim zurückzukehren. Die günstige Aussicht, „Fiesco" doch auf die Bühne zu bringen, ferner die Nothwendigkeit, seiner äußern Existenz eine sichere Basis zu unterlegen, bewogen ihn, den liebgewordenen einsamen Aufenthalt zu verlassen. Er konnte dies mit dem Gefühle von Sicherheit vor Gefahr, da es soviel als gewiß war, daß der Herzog von Würtemberg jeden Versuch, seiner habhaft zu werden, aufgegeben hatte.

Ueber das Haus, in welchem Schiller während seines bauerbacher Aufenthalts gewohnt hat, bleibt uns leider wenig zu sagen; denn es ist dem Abbruche nahe oder besteht bereits nicht mehr. Ein äußeres Erinnerungszeichen an Schiller hat das Haus eigentlich nie getragen; jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Hofrath Ludwig Bechstein, der rühmliche Schilderer Thüringens, vor mehren Jahren in jenem „Schillerhause" zu Bauerbach eine Erinnerungsfeier veranstaltet hat, wobei die Schulkinder des Ortes gespeist und der ärmere Theil gekleidet wurde.

Indessen, mag auch das Wohnhaus Schiller's nicht mehr

vorhanden sein: Bauerbach und die Umgegend werden stets den Verehrern des großen Meisters denkwürdig bleiben; wird doch die Stelle noch immer gezeigt werden können, wo das Haus einst gestanden.

Schließlich mögen hier noch einige Strophen aus einem Gelegenheitsgedichte stehen, welches Schiller in Bauerbach zur Hochzeit Henriettens, der Pflegetochter der Frau von Wolzogen, verfaßt hat; in den Mittheilungen der Letztern über Schiller's Leben ist es ganz enthalten.

Zum ersten mal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
Ins brachgeleg'ne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen?
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester;
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schön're Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten!
Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! Ich sahe Proben —
Und meine Leier — frag' dort oben! —
Die stolze Leier schmeichelt nie.

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir gold'ne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennst der Gattin Schuldigkeiten!
Du hast ein Herz für ihre Freuden
Und glücklich preis' ich deinen Mann.

Du wirst mit liebevollem Eilen
Das Schicksal deines Mannes theilen
Und schnell in seine Seele seh'n.
Wie zärtlich wirst du jeden Träumen,
Die kaum in seinem Busen keimen,
Wie zärtlich rasch entgegengeh'n?

Ja, darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!
Das Größte, so der Mensch empfindet,
Das nur im Himmel Muster findet —
Die Mutter eines Kinds zu sein!

Die Seligkeit — du wirst sie kennen,
Wenn stammelnd dich die Kinder nennen
Und herzlich dir entgegenflieh'n —
Die bange Lust — — die süßen Qualen — —
Umsonst! kein Jüngling kann sie malen —
Hier werf' ich meinen Pinsel hin....

4.

Das Schillerhaus zu Gohlis.

(Bei Leipzig.)

Wenn man von Leipzig aus in nördlicher Richtung einem schattigen Wege durch das sogenannte Rosenthal folgt, so gelangt man ebenso bald als angenehm zu jener Stelle im Dorfe Gohlis, wo sich das vielgenannte kleine Haus mit dem einstigen Wohnzimmer Schiller's befindet. Dieses Haus ist seit Jahren schon ein Gegenstand der Anziehung und Verehrung für Einheimische und Fremde geworden und es ist anzunehmen, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der poetischen Pilger dahin sich mehren werde. Freilich ist nicht abzusehen, wie lange das wahrhaft ärmliche, fast baufällige Gebäude noch Stand halten werde, indessen fragt die Verehrung nicht lange, was einst auf diesem Platze stehen werde, sie hält sich an Das, was gegenwärtig noch vorhanden ist.

Und so treten auch wir still betrachtend vor das kleine ehrwürdige Haus hin.

Unter dem Dache steht auf einem Täfelchen: „Schiller's Stube"; auf einer größern Tafel über dem Thorbogen heißt

3*

es: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785."

Man gelangt in das Haus und in die Stube des ersten Stocks ohne alle Umstände.

Als ich das letzte mal im Sommer 1855 da war, fand ich die Schillerstube folgendermaßen eingerichtet:

Gleich rechts in der Nähe der Thür sah man hinter Glas und Rahmen an der Wand eine hellfarbige Seidenweste Schiller's, hierhergeschenkt von seinem Sohne Karl; daneben befand sich in einem Gitterkästchen eine noch sehr neu aussehende Tabacksdose des Dichters. Weiter nach vorn stand in einem Wandschranke die vom Schillerverein gestiftete Volksbibliothek für Gohlis, zur Zeit aus mehr als 1000 Bänden bestehend. An dem Wandpfeiler zwischen den zwei kleinen Fenstern hing ein einfacher Spiegel und darunter stand ein Tischchen mit dem großen Fremdenbuche, welches bereits Hunderte von Namen enthält. Den Fenstern zunächst links an der Wand waren folgende auf Schiller's Andenken sich beziehende Gegenstände über einem kleinen Canapé zu sehen: Schiller's Porträt, gestochen von Schuler, und einer Cotta'schen Schillerausgabe als Titelkupfer beigegeben; darüber die Statuten des Schillervereins in Leipzig mit einem andern Porträt Schiller's; links daneben mit großen Buchstaben (in Fractur) geschrieben und hinter Glas und Rahmen jener denkwürdige Brief, welchen Schiller kurz nach seiner Flucht aus Stuttgart an seine Schwester geschrieben; darunter ein Erinnerungsblatt an das vom Schillerverein veranstaltete Kinderfest vom 24. Juni 1847, das in der Mitte Schiller's Brustbild enthält, umgeben von den Schillerwohnungen in Gohlis, Jena, Weimar und zuletzt — der Fürstengruft; rechts daneben ein kleines Bild: Schiller's Geburtshaus in Marbach; ferner an derselben Wand eine Abbildung des Schillerdenkmals zu Stuttgart.

Diese Stube nebst einem anstoßenden Kämmerchen also war Schiller's Wohnung während seines Aufenthalts in Gohlis; die Einrichtung sah um jene Zeit vielleicht noch einfacher aus als jetzt!

Bekanntlich war es im April 1785, als Schiller, durch die buntesten Bedrängnisse getrieben, Manheim verließ, um nach Leipzig zu übersiedeln. Zerwürfnisse mit Schauspielern und Publicum, Geldverlegenheiten der bittersten Art, eine mächtig überhandnehmende unglückliche Liebe, sowie die Sehnsucht, seine neuen Freunde, darunter Körner, in Leipzig persönlich kennen zu lernen, trieben ihn aus Manheim fort. Schiller selbst schrieb über seinen damaligen Zustand vor seiner Abreise an Körner:

„Ich kann nicht mehr in Manheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllt, keine Freundin, keinen Freund und, was mir vielleicht noch theurer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. — Ich muß nach Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgange, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigern Schwung bringen."

Er reiste ab und kam am 17. April um die Zeit der Ostermesse in Leipzig an. Er miethete ein kleines Studenten-

stübchen und überließ sich einige Tage ganz dem Eindrucke des geräuschvollen Meßlebens. Er selbst sagt hierüber in einem Briefe an Körner:

„Wenn Einer, in der großen Welt noch sehr Neuling, um die Meßzeit zum ersten male nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über die Mannichfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehen, sich selbst vergißt."

Schiller war kaum einige Tage in Leipzig, als er schon „unzählige Bekanntschaften" gemacht hatte, von denen Weiße, der Verfasser des „Kinderfreund", Moritz, Verfasser des „Anton Reiser", der Buchhändler Göschen, Goethe's Kunstfreund Oeser, Musikdirector Hiller, Professor Huber, Theaterdirector Seconda, Jünger, der Theaterdichter, und der berühmte Schauspieler Reineke die interessantesten waren. Auch einige Kaufmannshäuser erwähnt Schiller, welche seine Bekanntschaft suchten und verehrten. Unter den öffentlichen Localen war es Richter's Kaffeehaus vornehmlich, wo der Dichter seine angenehmste Erholung fand, indem er dort immer „die halbe Welt Leipzigs" beisammen traf und seine Bekanntschaften vermehrte. Doch war er von den letztern nicht immer sehr erbaut.

„Es ist so eine eigene Sache mit einem schriftstellerischen Namen", schreibt er; „die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich Einem auf diese Veranlassung darbieten und deren Achtung Einem Freude gewährt, werden nur allzu sehr durch den fatalen Schwarm Derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, Einen wie ein Wunderthier angaffen und sich obendrein gar, einiger vollgekleckster Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der «Die Räuber» gemacht hat, wie andere Menschensöhne aussehen soll.

Wenigstens rundgeschnittene Haare, Kurierstiefeln und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet."

Am 24. April, also kaum acht Tage nach seiner Ankunft in Leipzig, raffte sich Schiller zu dem entscheidenden Schritte auf, seine Herzensangelegenheit mit der schönen Margarethe Schwan in Manheim zur Entscheidung zu bringen. Er schrieb an Margarethens Vater, den Buchhändler Schwan, und hielt um die Hand seiner Tochter an. Die Antwort auf diesen Brief konnte nach den damaligen Posteinrichtungen vor zehn bis zwölf Tagen nicht erwartet werden: in welcher Unruhe, Spannung und Aufregung mochte Schiller die Entscheidung erwarten, welche ein bedeutungsvolles Ereigniß für sein Leben war! Margarethe Schwan war reich; Schiller's äußere Verhältnisse hätten also durch sie eine feste häusliche Grundlage erhalten; welche wichtige Folgen konnten aus diesem äußern Lebensglücke hervorgehen! Schiller freilich, der das Mädchen wahrhaft liebte, war nichts weniger als eben darauf bedacht, den Reichthum seiner Geliebten allein zur Stütze seines künftigen Hauswesens zu machen; mehr als je war er gerade jetzt entschlossen, zur Medicin zurückzukehren, um sich einen äußern Lebenshalt selbst zu schaffen. Dies geht aus den Zeilen deutlich hervor, welche er, voll von süßen Bräutigamshoffnungen, an den Buchhändler Schwan in Manheim schrieb: „Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorfe Gohlis zubringen, das eine Viertelstunde von Leipzig gelegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich willens fleißig zu sein, an dem «Don Carlos» und der «Thalia» zu arbeiten, um unbemerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aus-

sichten gegründet oder entschieden sein werden und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollt' ich das jetzt nicht umsomehr können?"

Die Antwort aus Manheim traf ein; sie lautete abschlägig. Ohne sich mit seiner Tochter vorher besprochen zu haben, schrieb Herr Schwan zurück, daß er eine Verbindung Schiller's mit seiner Tochter nicht wünschen könne, weil Letztere nicht alle Eigenschaften besitze, um ihn glücklich zu machen.

Schiller war tief getroffen; mit dieser frischen schmerzlichen Wunde zog er von Leipzig nach Gohlis. Es geschah am 7. Mai 1785; der Dichter stand eben im sechsundzwanzigsten Lebensjahre.

Die persönliche Bekanntschaft Schiller's und Körner's fiel auf den 1. Juli desselben Jahres, wo Beide in Kahnsdorf zusammentrafen. Wie sehr sie sich durch dieses erste Begegnen erfreut und gehoben fühlten, zeigen ihre Briefe am besten.

Körner war nach Dresden zurückgekehrt, Schiller nach Gohlis; da schrieb Letzterer am 3. Juli dem Freunde in höchster Bewegung unter Anderm: „Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich bleiben, solange ich lebe. In der allgemeinen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem Gelübde vereinigt, den edeln Wettlauf zum höchsten Ziele anzufangen. O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zum Göttlichen begegnen. — O, mein Freund! Nur unserer Freundschaft war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen."

Auf den 2. Juli war Körner's Geburtstag gefallen. Schiller schreibt dem Freunde, wie er im Kreise einiger Vertrauter diesen Tag gefeiert:

„Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an (Huber und Göschen befanden sich bei ihm), un-

sere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen; ich dachte an die Einsetzung des Abendmahls — «Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.»"

Schiller führte bekanntlich den Alp der Armuth überall mit sich und fühlte dessen Druck auch in Gohlis aufs schwerste.

„Ich habe mich ganz aufgezehrt" — schreibt er eines Tages dem Freunde. Aber statt um ein Darlehn zu bitten, macht er folgenden Vorschlag. Er will von seinem „Fiesco" und den „Räubern" verbesserte Auflagen machen und die „Räuber" sollen außerdem noch ein ganz neues Nachspiel: „Räuber Moor's letztes Schicksal", erhalten. Körner, von Hause aus wohlhabend, soll sich nun mit Göschen zur Herausgabe der Stücke verbinden und Schiller eine runde Honorarsumme oder bogenweise Bezahlung bestimmen; auf diese Weise, meinte er, würde ihm schnell und so nachhaltig geholfen werden, daß er selbst für seinen Freund Huber, der in großen Verlegenheiten war, etwas thun könnte.

Körner, ohne das vorgeschlagene Geschäft mit Göschen einzugehen, schickte vielmehr augenblicklich und auf die edelmüthigste Weise Geld und versprach mehr. „Ein Jahr wenigstens", heißt es in Körner's Briefe, „laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Geldverdienens zu setzen."

Schiller kennt für seine Rührung und Freude keine Grenzen. „Für dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank", schreibt er, „dieser ist die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme — deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium!"

Ende Juli kam endlich Körner nach Leipzig zurück, um wenige Tage darauf sich mit seiner Braut Minna zu vermählen. Das waren nun selige Tage, welche Schiller, in

gehobenster Stimmung, im Freundeskreise verlebte. **In diese Zeit fällt das „Lied an die Freude", welches Schiller auf seinem Stübchen in Gohlis dichtete.** Hinrichs erzählt als Sage folgende Veranlassung zu diesem Liede:

„Schiller hörte auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsch leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte und zu Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen erwiderte er auf Schiller's Fragen: «Zwei Wege sind mir freigelassen mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmählichen Hungertodes sterben oder aus freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen.» Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brot gegessen. Schiller gab, was er von Geld bei sich trug und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Hochzeitsgast bei einer ansehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorfall auf eine begeisternde Weise, nahm den Teller und erntete von den Anwesenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben."

Am 7. Aug., dem Vermählungstage Körner's, schrieb Schiller gerührt einige Zeilen an das Brautpaar und legte folgendes Blatt bei:

„Heute vor fünftausend Jahren hatte Zeus die unsterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man sich niedersetzte, entstand ein Rangstreit unter drei Töchtern Jupiter's.

Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor Beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnius. «Es gilt nur Ein Adel auf dem Olympus», rief Kronos' Sohn, «und nur Ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der Erste, der die glücklichsten Menschen macht.» «Ich habe gewonnen», rief triumphirend die Liebe. «Selbst meine Schwester, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anwesenden unsterblichen Götter.» — «Und wie lange bestehen deine Entzückungen?» unterbrach sie ernsthaft die Tugend. «Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verlacht selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch — der Sohn des Saturnus ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist.» — Die Freundschaft stand fern und schwieg. «Und du kein Wort, meine Tochter?» rief Jupiter. «Was wirst du deinen Lieblingen Großes bieten?» — «Nichts von dem Allen», antwortete die Göttin und wischte verstohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. «Mich lassen sie stehen, wenn sie glücklich sind, aber sie suchen mich auf, wenn sie leiden.» — «Versöhnet euch, meine Kinder», sprach jetzt der Göttervater. «Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat, aber Keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen euch Beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes.»"

Leider waren die Tage des Zusammenseins mit dem Freunde gezählt. Körner mußte seine Stelle in Dresden antreten und

zog am 12. Aug. mit seiner Neuvermählten dahin. Schiller begleitete sie bis Hubertusburg, stürzte auf dem Rückwege bei Stötteritz vom Pferde und quetschte sich die rechte Hand, was glücklicherweise ohne schlimme Folgen blieb. Da bald darauf auch Huber, Schiller's lieber Freund, dem Körner'schen Paare nach Dresden folgte, so lebte nun Schiller ein höchst einsiedlerisches Leben in Gohlis. „Die ganze Gegend herum", schreibt er, „liegt da wie ein ausgeputzter Leichnam auf dem Paradebette, die Seele ist dahin, seit meine Freunde nicht mehr da weilen. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands schwermüthig und still vorüber. Nur das Vergangene macht sie mir theuer."

Aber auch ihm sollte die Erlösung bald schlagen. Es war verabredet worden, daß Schiller dem Freunde Körner nachkommen und fürder bei ihm leben und dichten sollte. Diese Aussicht tröstete ihn nun in seiner Einsamkeit und poetische Beschäftigung half ihm hinweg über Tage und Wochen. Unter Anderm dictirte er um diese Zeit den „Fiesco", der den 22. Sept. „nach der Veränderung für das Theater" in Leipzig gespielt werden sollte.

Der 11. Sept. war endlich der große Tag für Schiller, wo er seinem Herzensfreunde nach Dresden nachziehen konnte.

„Wie schön liegt die dresdener Zukunft vor meinen Augen", ruft er aus, „wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genießen will! Ich sage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte!"

Am 11. Sept., Nachts um 12 Uhr, war Schiller in Dresden.

„Mit befreundeten Menschen mußte er sich umgeben fühlen, wenn er wahrhaft leben sollte", schreibt Karoline von Wolzogen....

Dies sind in Kürze die Erinnerungen, welche sich dem Fremden lebendig ins Gedächtniß drängen, wenn er das bescheidene Erinnerungshaus in Gohlis besucht.

Wir haben aber, um vielen Verdiensten um dieses Haus und Schiller's Angedenken gerecht zu werden, hier noch einer bekannten sehr ehrenwerthen Gesellschaft — des „Schillervereins" in Leipzig zu gedenken. Im Leben ist es nicht sowol von Werth, daß wir mitunter gute Gedanken haben, sondern daß wir die guten Gedanken sofort in Ausführung bringen und durch Ausdauer einen guten Zweck damit erreichen.

Der Schillerverein in Leipzig ist ein Beispiel Dessen, was Liebe und Ausdauer in einer guten Sache vermögen, und dieses Beispiel dürfte an Bedeutung in demselben Maße gewinnen, als wir in Deutschland fortfahren, auch geistigen Interessen praktische Zwecke unterzulegen.

Ursprünglich von dem schönen Gefühle der Verehrung für Schiller's Genius ausgehend, hat sich im Jahre 1840 ein empfänglicher Kreis junger und älterer Männer in Leipzig zusammengethan, um durch mannichfache Kundgebungen das Andenken des großen Dichters lebendig zu erhalten und zu ehren; jede Wiederkehr des Geburtstags desselben wurde festlich gefeiert, die Stätte in Gohlis, wo Schiller im Sommer 1785 geweilt, wurde ermittelt und mit einer Gedenktafel geschmückt; eine Schillerbibliothek wurde ferner angelegt, in welcher alle auf Schiller bezüglichen Schriften und namentlich die verschiedenen Ausgaben seiner Werke angesammelt werden, auf daß dereinst eine kritische Ausgabe derselben mit der vollständigen Angabe aller Veränderungen zustande gebracht werden könne, dergleichen in so vielen Literaturen vorhanden sind. Am 7. Aug. 1853 erweiterte der Schillerverein seinen Hauptzweck und stellte ihn in dem Satze hin: „Die Wirksamkeit der deutschen classischen Literatur in der Nation leben-

dig zu erhalten und insbesondere das Andenken Schiller's zu feiern."

Dieser Zweck ist seitdem namentlich an Schiller's Geburtstage lebhaft in den Vordergrund getreten, indem an diesem Tage zur Feier des deutschen Dichtergenius ausgezeichnete Versammlungen in Leipzig stattfinden, wo durch Reden, Gedichte, Lieder und Sprüche die Herzen in weihevolle Bewegung versetzt werden. Namen wie Blum, Freytag, Gottschall, Gutzkow, Hammer, Herloßsohn, Heydrich, Kühne, Laube und Wuttke befanden sich unter den Festrednern seit der Gründung des Vereins.

Der 9. Mai 1855 als Schiller's 50jähriger Todestag mußte voraussichtlich den Schillerverein in Leipzig zu besondern Kundgebungen bereitfinden, und er ließ es denn auch an würdigen Beweisen seiner Theilnahme nicht fehlen. Außer der ernsten Gedenkfeier im Hôtel de Pologne veranstaltete der Verein auch die Herausgabe eines „Gedenkbuch an Friedrich Schiller", welches die meisten Reden, Gedichte und sonstige Vorträge enthält, die seit der Gründung des Vereins bei den jährlichen Schillerfeierlichkeiten vorgekommen sind. Das Gedenkbuch bringt auch anziehende Mittheilungen von und über Schiller selbst.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir an einen Act des Vereins erinnern, welcher in den weitesten Kreisen Deutschlands Interesse erregt hat. Der Schillerverein ernannte nämlich Ehrenmitglieder, deren Namen hier verzeichnet werden mögen.

Ehrenmitglieder wurden: 1) Fürstliche Personen: König Ludwig von Baiern; Großherzog von Weimar; Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha; Großherzogin-Witwe Maria Paulowna (welcher zu Ehren Schiller die „Huldigung der Künste" geschrieben). 2) Schriftsteller und Dichter: Adler-Mesnard in Paris; Graf Auersperg (Anastasius Grün); Arndt; Freiherr von und zu Aufseß; Edward Bulwer-Lytton in London;

Carlyle in London, Verfasser eines „Life of Schiller", auch sonst um die Anerkennung deutscher Literatur in England hoch verdient; Alessandro Herculano Carvalho in Lissabon; Heinrich Döring; Professor Eckardt in Bern; Dr. Kuno Fischer in Heidelberg; Freiligrath; Grillparzer; von Hammer-Purgstall; Hase in Paris; Hebbel; Hinrichs; Hoffmann von Fallersleben; Kahlert, der mit Hoffmann und Eckart 1840 das Schillerfest in Breslau veranstaltete; Dr. Ernst Köpke; Köstlin, Vorsteher des stuttgarter Vereins; K. Th. von Küstner; Maffei in Mailand, Marmier in Paris, Beide Uebersetzer Schiller'scher Dramen; Rückert; Julius Sauppe in Gera; Schlosser in Heidelberg; Hofrath Schöll in Weimar; Stahr; Dr. Stöber; Karl Töpfer in Hamburg; Uhland; Varnhagen von Ense; Vischer; Professor Wachsmuth in Leipzig; F. W. Weber in Weimar. 3) Künstler: Bildhauer Rietschel; Kupferstecher Schwerdgeburth. 4) Schauspieler und Schauspielerinnen: Frau Bayer-Bürck; Anschütz; Frau Crelinger; Dawison; Dessoir; Eduard und Emil Devrient; Genast; Grunert; Hendrichs; Frau Rettich; Sophie Schröder; Fräulein Seebach. 5) Folgende Personen: Freiherr Georg von Cotta als Verleger der Schiller'schen Werke; Geheimer Hofrath Helbig (jetzt †) und Secretär Irgang in Weimar, die Beide zu Jenen gehörten, die Schiller's Leiche mit zu Grabe trugen; Kaufmann Kunze in Leipzig, der als der Sohn eines nähern Freundes von Schiller diesen noch persönlich gekannt hat; Staatsminister von Watzdorf in Weimar, vorzugsweise wol wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen des Rietschel'schen Goethe- und Schillerdenkmals. Viele bekannte Namen gehören als wirkliche Mitglieder dem Vereine an.

Helbig schrieb an den Vorstand des leipziger Vereins nach Empfang des Diploms: „Wer hätte denken sollen, daß mir am 13. Mai früh eine solche Belohnung zutheil würde, daß

ich in der Nacht zwischen dem 12. und 13. Mai im Jahre 1805 theilgenommen an des verewigten Schiller's stiller Beerdigung."

Diese Zuschrift ist nicht allein geblieben; seitdem hat der Schillerverein noch andere ehrenvolle Beweise der Anerkennung gefunden, auch sehr werthvolle Geschenke sind eingetroffen. Die Tochter Schiller's, Emilie, verheirathete von Gleichen-Rußwurm, übersandte dem Verein eine Locke von Schiller's Haupt, in ein goldenes Medaillon gefaßt. Dieses Geschenk begleitete die edle Frau mit folgenden Worten: „Mit freudigem Interesse habe ich den Fortgang des Schillervereins zu Leipzig begrüßt und erlaube mir auch, ihm ein theures Andenken zu senden, welches gewiß mit Freuden aufgenommen werden wird — eine Locke von meines theuern Vaters, von Schiller's Haupt." Von Schiller's Sohne Karl erhielt der Verein ebenfalls ein dankenswerthes Geschenk, nämlich vier Siegelabdrücke: 1) das alte Schiller'sche Familienwappen; 2) Schiller's Siegel bei dessen Erhebung in den Adelstand 1802; 3) Schiller's Handsiegel; 4) Siegel des Sohns bei dessen Erhebung in den Freiherrenstand 1845.

Der Verein besaß indessen auch schon früher mehre Reliquien, von denen einige, wie wir oben erwähnten, im Schillerzimmer zu Gohlis ausgestellt sind, andere mit den eben genannten und einigen Briefen von Schiller als werthvolle Geschenke bei der Schillerbibliothek in der Wohnung des Buchhändlers Thomas aufbewahrt werden.

Das vom Schillerverein herausgegebene „Gedenkbuch" enthält nun diese Briefe und überdies den Abdruck eines Gedichts, das Schiller verfaßt und am Hochzeitsmorgen seines Freundes Körner übersandt haben soll; wir theilen einige Stellen dieses bisher unbekannten Gedichts hier mit:

Seinem Freund'e Körner.

Heil dir, edler deutscher Mann,
Heil zum ew'gen Bunde!
Heute fängt dein Himmel an,
Sie ist da, die Stunde!
Sprich der blassen Misgunst Hohn
Und dem Kampf der Jahre,
Großer Tugend großer Lohn
Winkt dir zum Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Thoren Wünsche stillt,
Was der Geck oft freiet;
Reichthum nicht und Ahnenruhm
Nicht verbot'ne Triebe —
Nein in dieses Heiligthum
Führte dich nur Liebe.

Deinem großen Schwur getreu
Trotzest du Verächtern;
Männlich stolz gingst du vorbei
An der Mode Töchtern.
Flitterputz und Tändelei'n
Mag der Stutzer lieber;
Doch, du wolltest glücklich sein,
Und du gingst vorüber.

Weiberherzen sind so gern
Kästchen zum vexiren,
Manchen lockt der gold'ne Stern,
Perlen, die nur zieren;
Hundert werden aufgethan,
Neunundneunzig trügen,
Aber nur in einem kann
Die Juwele liegen.

Glücklich macht die Gattin nur,
Die für dich nur lebet
Und mit herzlicher Natur
Liebend an dir klebet;
Die um deiner werth zu sein,
Für die Welt erblindet
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet.

Wenn die ernste Männerpflicht
Deinen Geist ermüdet,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Finster auf dir brütet,
Falsche Freunde von dir flieh'n,
Feinde dich verhöhnen,
Wetter dir entgegenzieh'n,
Donner um dich dröhnen,

Wenn dein ganzer Himmel fällt,
Wenn dein Engel weichet,
Wenn um dich die ganze Welt
Einer Wüste gleichet —
O, dann wird ihr sanfter Blick
Dir Erquickung fächeln;
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln.

Nie wird dieser Bund vergeh'n,
Keine Zeit ihn mindern,
Schöner wird er aufersteh'n
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden untergeh'n,
Die dir heute scheinen,
Wirst du froh dich wiederseh'n
In den lieben Kleinen.

Der die Wonne nie gekannt,
Nie der Liebe Gaben,
Den man Vater nie genannt,
Kinderlos begraben;

Wer in Amor's süßen Bann
Nie sich hingegeben,
Was verspricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Sei's ein Weiser, sei's ein Held,
Still und schnell vergessen
Schleicht er zu der Unterwelt
Und ist nie gewesen. —
Freund, du hast auf Gott vertraut,
Gott hat dich belohnet!
Frage deine frohe Braut,
Wo dein Himmel wohnet.

Unauslöschlich, wie die Glut
Deiner reinen Triebe,
Unerschüttert, wie dein Muth,
Stark wie deine Liebe,
Ewig, wie du selber bist,
Daure deine Freude;
Wenn die Sonne nicht mehr ist,
Liebe noch wie heute!

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne unsere warme Anerkennung auszudrücken für die unermüdete und taktvolle Leitung des Schillervereins durch seine gegenwärtigen Vorstände, Professor Wuttke und Dr. Kühne. Mögen sie und ihre Nachfolger nicht ermüden, im Interesse aller idealen und erhabenen Geistesrichtungen den Namen Schiller emporzuhalten über dem Getöse materieller Kämpfe, die jetzt die Welt von einem Ende zum andern erfüllen!

5.

Das Erinnerungshaus an Schiller zu Loschwitz.

(Bei Dresden.)

Der 10. Mai 1855 sah Dresden in großer Bewegung. Vom frühen Morgen an waren feierlich gestimmte Menschen geschäftig, sich zu schmücken und Vorbereitungen zu einer Feier zu treffen, die nicht blos für Dresden, sondern für ganz Deutschland von Interesse und Bedeutung war. Die erste Anregung derselben war von Dr. Julius Hammer durch einen in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" vom 21. April erschienenen Aufsatz gegeben worden, und sein Gedanke hatte sogleich eine so allgemeine warme Theilnahme gefunden, daß dessen Ausführung sich zu einem der edelsten Nationalfeste gestaltete, welche jemals in unserm gemeinsamen Vaterlande begangen worden sind. Es galt, in einer großartigen öffentlichen Kundgebung zu beweisen, daß Schiller, dessen 50jähriger Sterbetag auf den 9. Mai gefallen war, in der Erinnerung seiner Nation, in ihrer Liebe und Verehrung nicht gestorben sei, sondern fortlebe und fortleben müsse, solange noch Herzen lebendig schlagen und Geister fähig sind, erhabene Gedanken zu fassen. In Dresden und dessen Nähe hatte der große Dichterliebling gegen zwei Jahre gelebt und eines seiner

herrlichsten Werke geschaffen: Beweggrund genug, eine ungewöhnliche Erinnerungsfeier zu veranstalten und sichtbare Zeichen der Verehrung an der geweihtesten Stelle seines Aufenthalts und poetischen Wirkens aufzurichten.

Diese Stelle befindet sich zu Loschwitz bei Dresden, im ehemaligen Weinberge Körner's, des unvergeßlichen Dichterfreundes.

Dorthin war denn auch am 10. Mai eine großartige Wallfahrt beschlossen, um — wie von dem Urheber des Erinnerungsfestes vorgeschlagen worden war — an dem Pavillon des Weinbergs eine marmorne Gedenktafel zu enthüllen und zur Erinnerung an den musterhaften Freundschaftsbund Schiller's und Körner's zwei lebende Zeichen zu pflanzen: eine „Schiller-Eiche" und eine „Körner-Linde".

Und siehe da! der Himmel, welcher einige Tage zuvor an Regenschauern unerschöpflich gewesen war, verklärte sein Antlitz an diesem Morgen und gab seinen Segen in holdem Sonnenscheine dazu.

Um 3 Uhr Nachmittags waren alle Vorbereitungen getroffen; am Landungsplatze stand ein Festschiff bereit, die feierliche Wallfahrt zu eröffnen, zwei andere geschmückte Dampfboote bildeten sein Ehrengeleit; zahllos und bunt an der Elbe, auf der Brühl'schen Terrasse und der Brücke gelagert sahen geputzte Menschen auf die Schiffe, und als jetzt ein Böllersignal das Zeichen zur Abfahrt gab, Musik erscholl und das „Lied an die Freude" angestimmt wurde: da zuckte ein Schauer der Rührung und Erhebung elektrisch durch Tausende von Herzen und theilte sich weiter und weiter durch die unzähligen Gruppen von Stadt- und Landbewohnern an beiden Ufern der Elbe bis Loschwitz mit. Während der Fahrt dahin erschollen Böllerschüsse grüßend von den Bergen, brausender Jubelruf empfing das Festschiff aller Orten und mischte sich wunderbar jetzt in einen feierlichen Gesang und in Weber's Jubelouverture, welche auf

dem Festschiff erklangen. Beim Landen in Loschwitz wurden die mit dem Festschiff Gekommenen von der dortigen Liedertafel mit Gesang begrüßt und ein Gesang der dresdener Singakademie erwiderte den Gruß, worauf man zwischen festlich gekleideten, grüne Maien und Kränze tragenden Knaben und Mädchen durch den Garten des Gasthofs und auf der Dorfstraße bis zur geweihten Stätte des „Schillerpavillon" in geordneter Reihe hinanzog. Voraus gingen die zunächst Betheiligten und Eingeladenen und in unabsehbarer Menge folgten die übrigen Theilnehmenden, welche sich theils auf der Straße sammelten, theils in dem benachbarten Weinberge, dem Schillerpavillon gegenüber aufstellten.

Nachdem sich Alles in würdiger Haltung und ohne Zeitverlust geordnet hatte, begann die eigentliche Feier des Tages mit einem von Dr. Hammer gedichteten Liede, welches mit den Worten schloß: „Schirm' dich Gott, du reiner Geist!" Jetzt bestieg der erste Festredner, Dr. Wilhelm Wolfsohn, die mit Frühlingsspenden geschmückte Rednerbühne und sprach:

„Schirm' dich Gott, du reiner Geist! An einer heiligen Stelle versammelt, stimmen wir Alle aus tiefstem Herzen in diesen Schluß des Weihegesangs ein, mit welchem wir sie begrüßen. Heilig ist die Stelle, wo ein reiner Geist eine Spur seiner irdischen Erscheinung hinterlassen; heilig das Gebet, das an solcher Stelle diesen reinen Geist dem Schutze Gottes vertraut. Wir feiern hier die Erinnerung an einen Tag, den vor 50 Jahren nur stumme Trauer oder beredter Schmerz gefeiert. Und heute? Unter den Jubelklängen der «Freude» zogen wir hierher — und wer von uns fühlt es nicht: es ist die Freude, die uns reden macht, die Freude, die in stiller Erhebung unsere Seele füllt! Denn die Erinnerung, der wir heute so festlichen Ausdruck geben, ist die Erinnerung an einen Todestag, dem funfzig Jahre gefolgt sind — funfzig Jahre

der seligsten Gewißheit, der leuchtendsten Beweise, daß ein reiner, segensreicher Geist nicht sterben kann. Wir sehen zurück auf den Heimgang Schiller's, des ewig unter uns Lebenden, und daß wir seines Todes gedenken, gibt uns den beglückenden Trost: auch geschieden von der Erde, kann man ewig auf der Erde leben. Daß dieser Unsterbliche mit uns die Sterblichkeit gemein hatte, mahnt uns Sterbliche, an seiner Unsterblichkeit theilzuhaben. In diesem Sinne begehen wir seine Todesfeier; mit solcher Freudigkeit über sein ewiges Leben in uns feiern wir heute die Erinnerung an sein vergängliches auf dieser Stelle und geben unserer heutigen Erinnerung durch ein sichtlich Zeichen Dauer für spätere Geschlechter. Und werth vor allen ist dieser Ort eines solchen Ehrenzeichens; berechtigt unser Wunsch und unsere Hoffnung, daß spätere Geschlechter es erhalten, es erneuen. Denn wie jeder Ort, wo Er geathmet, eine Werkstätte seines Geistes war, so ging aus diesem seiner Geisteswerke edelstes hervor. Der Genius der Freundschaft, der diese Stelle seines Erdenlebens bezeichnet, hier offenbarte er sich seiner Dichterseele. Dieser Himmel, diese freien Berge, diese reichen Fluren sahen zwei Männer miteinander verbunden — nicht durch ein äußeres Band, nicht durch kleinpersönliche Beziehungen, nicht durch den Trieb genießender Geselligkeit; nein, verbrüdert im Geiste des Großen und Schönen, im strengen Dienste der Wahrheit, in der Hingebung an die Menschheit, in der Liebe zum Vaterlande, im Drang zum Licht und zur Freiheit: Schiller und Körner! — Unter diesem Himmel, auf diesen freien Bergen, diesen reichen Fluren dichtete Schiller seinen Carlos und Posa — jenen Freund, der in den Tod ging nicht für den geliebten Jüngling, für den Königssohn, sondern für seine Liebe zur Menschheit, für seine Hoffnungen auf Bürgerglück, für seinen Glauben an Geistesfreiheit. So ist

dieser Ort geweiht zu einem Denkmal höchster Mannesfreundschaft durch Schiller's Leben, wie durch seine Dichtung. Und von heute an lese Jeder, der hier vorübergeht, in Stein gegraben die Worte: «Hier schrieb Schiller bei seinem Freunde Körner am Don Carlos.» Und Jeder möge sie noch tiefer in sein Herz graben und denke an Posa und an «die große Meinung seines Todes» — und denke an Schiller und an die große Meinung seines Lebens! So enthüllet euch vor uns, ihr goldenen Worte der Erinnerung!"

In diesem Augenblicke ward von Dr. Hammer die Fahne hinweggehoben, welche die — vom Steinmetzmeister Uhlemann in Dresden geschmackvoll gearbeitete und aus freiem Antriebe unentgeltlich gewidmete — marmorne Gedenktafel bisher verhüllt hatte, und Musik und Böllerschüsse begleiteten die feierliche Handlung.

Nun sollte die Pflanzung der „Schiller-Körner-Bäume" vor dem Pavillon vorgenommen werden; die Singakademie begann einen Weihegesang von Julius Hammer und als dessen Klänge verhallt waren, erhob der zweite Redner, Dr. Karl Gutzkow, seine Stimme und riß durch folgende Rede die Zuhörer zur Begeisterung hin:

„Verehrte Freunde! Wenn wir zum Angedenken an den Freundschaftsbund, der einst die Veranlassung geben konnte, daß Deutschlands geliebtester Dichter diesen kleinen Fleck des Vaterlandes erwählte, um eine seiner größten Schöpfungen hier zu vollenden, jetzt noch zwei junge Baumanfänge, eine Eiche und eine Linde, in die Erde pflanzen, so läßt sich fragen: Welches ist der eigenthümliche Sinn, der in einer solchen Form, seine Verehrung zu bezeugen, liegen soll? Ist es nur ein äußeres Schmücken, das schon im Alterthum die Dryade zur Wächterin der Erinnerungsstätten machte? Ist dies Pflan-

zen nur ein besonderer Naturzauber, der Uebles abwehren soll, wie dem alten Germanen die Esche ein Baum fast des Weltgeheimnisses selber war? — Das Säen eines Saatkorns, das spätere Geschlechter ernten sollen, hat hier einen andern Sinn. Erstorben ist das Wort, wenn es nur der Buchstabe noch fesselt, stumm sind Stein und Erz; aber das Flüstern eines vom Wind durchhauchten Blätterdaches, das Wachsen im großen Formentausche der Natur, das Verwelken mit dem Herbste, das Neuerblühen mit dem Frühling — das ist ein so lebendiges Hinüberreichen der Hand, die einen jungen, noch im Winde schwankenden Stamm pflanzte, an die Hand, die aus der schon gewölbten Baumkrone einst ein Zweiglein sich brechen und zum Angedenken dieser Stätte an den Hut stecken kann; ist eine so unmittelbare Zwiesprache der Zeit mit der Zeit, wie der elektrische Strom den Ort gebunden hat an den Ort; ist eine so immer gegenwärtige, tiefgeheimnißvolle Versinnlichung der Stunde, die das erste Erstehen sah, daß unser Herz den spätern Geschlechtern zujauchzen kann: Sind nur die Geister der Natur uns günstige, so wird unser glanzerfülltes Auge der Freude und Erhebung von heute euch Nachgeborenen wie gegenwärtig leuchten müssen — denn das Symbol derselben, das Blatt der Eiche ist dasselbe zu aller Zeit, die Lindenblüte duftet heute wie morgen —! Wir grüßen die Zukunft durch eine solche Pflanzung und sprechen mit ihr von unserer Freude, von unserm Glück lebendiger und unmittelbarer, als die Versicherung des Grabstichels auf Marmor niederschreiben kann. — An des Avon Ufer, zu Stratford in England, blühte anderthalb Jahrhundert ein Maulbeerbaum. Anderthalb Jahrhundert schlug das Herz der Menschen hier dem wie unmittelbar gefühlten Zauber nach: William Shakspeare war es selbst, der ihn pflanzte, damit er am Abend seiner Tage sein letztes Asyl beschattete. Im Thal von Mont-

morency zitterten Silberpappeln um ein Grab. **Der, den es barg, war der ruhelose Jean Jacques, der unter ihnen von** seinen Irrfahrten auch noch einige Lebensjahre ausgeruht hatte. Die Lutherbuche auf der Wartburg brauchte nicht wie der Schwarze Fleck künstlich erneuert zu werden, um an das Asyl zu erinnern, das einst hier Junker Jörg bei treuen und vorbedächtigen Freunden fand. Buche, Silberpappel, Maulbeerbaum vergegenwärtigten wie zu unmittelbarer Zwiesprache die Namen und Zeiten, deren Andenken sie gewidmet waren — und ein Kästchen von den ersterbenden Zweigen der Lutherbuche, ein einfaches Falzbein aus Rousseau's Silberpappeln, eine jener berühmten Yoricksdosen aus dem von einem lächerlichen Bonifaciusnachahmer, dem Pfarrer von Stratford, der den Cultus mit dem anderthalbhundertjährigen Maulbeerstamm nicht länger dulden mochte, umgehauenen Shakspeare=Baume, vergegenwärtigte, wie es mit den Thaten der Finsterniß gegen das Licht immer geht, jetzt erst recht bis in die entferntesten Gegenden und Zeiten den Ort und die Stunde, wo ein *gepflanzter* Baum einst Wache stand bei einer großen Erinnerung. — Und so möge denn auch uns der schöne Traum erfüllt werden, daß zwei Bäume spätern Geschlechtern Kunde geben von diesen Tagen opfernder Liebe und Verehrung. Funfzig Jahre ist Schiller todt. Aber wie er selbst die Ceres nur eine Weile klagen läßt, als ihr die Tochter in das Reich der Schatten entführt war; wie er sie Trost finden läßt, wenn sie in diesen unerbittlichen Schoos der Erde des «Samens gold'nes Korn» senkt und aus des Frühlings «jungen Sprossen» die Hoffnung nimmt:

Daß auch fern von jenem Tage,
Wo die Schatten traurig zieh'n,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glüh'n —

so ist auch diese Erinnerung an den Tod des Dichters uns zur Auferstehungsfreude geworden, zur Freude, gemeinsam Schiller's Andenken huldigen zu können, zur Freude gerade für diese Stadt, einen der schönsten Punkte ihrer Nachbarschaft:

Wo die goldene Ceres lacht
Und Pan, der Flurenbehüter —

immer mehr noch zur Weihestätte einer bekannten Erinnerung an ihn und die Gastlichkeit seines edeln dresdener Freundes Körner erheben zu können. Und daß wir wärmer noch als nur mit Marmor und eiserner Klammer von dieser Erneuerung eines schönen Gedenkens den spätern Geschlechtern reden können, dazu verhilf uns, mütterliche Erde, und hüte dein nach kurzem Raube dir wiedergegebenes Eigenthum! Halte sie fest die Wurzeln der jungen Stämme, daß sie Kraft gewinnen, den Stürmen zu trotzen! Ihr Lüfte, launische, deren Gunst jedoch der heitere Lyäus in diesen sonnenbeschienenen Rebgeländen so oft sich schmeichelnd abzugewinnen versteht, umfächelt die jungen Sprossen milde und schonend! Und du, leuchtendes Gestirn des Tages, schenke ihnen deine mildesten Strahlen, daß sie die Hoffnung unserer Herzen nicht täuschen, sondern als Schiller-Eiche und Körner-Linde, als Baum der That und Baum der Liebe, wachsen, blühen und gedeihen!"

Die von Hofrath Damm und Kreisdirector Müller vollzogene Pflanzung der symbolischen Eiche und Linde wurde von dem Gesange der letzten Verse des erwähnten Weiheliedes begleitet. Dann trat der dritte Festredner, Dr. Berthold Auerbach, auf und sprach folgende bedachte kräftige Worte:

„Welch ein Wort ist es, das den Meister des Wortes, welch ein Gedanke, der den Schöpfer der edelsten Gedanken preisen könnte? Es ist in Einem das Dankeswort!

Und dieses reicht hinan zu dem Höchsten, das sich dem Auge der Erkenntniß offenbart. Wir sind hier heraufgetreten Einer nach dem Andern, nicht um zu sagen wer Schiller war, denn das hat er selber tausendfältig festgestellt; wir wollen nur andeutend ein Jeder von uns in seiner Weise sagen, was er für ihn war und ist. — Und nach uns könnten noch Tausende herauftreten und ein Jeder könnte aufs neue sagen, was er ihm ist. Denn ein solcher Genius wie Schiller gleicht der Sonne hier über uns; sie scheint hernieder auf Baum und Strauch, auf Halm und Blume, und ein Jedes empfängt den Strahl des Lichts und der Wärme, und in einem Jeden entfaltet er eigenes besonderes Leben. Die Sonne aber bleibt in sich ewig Lichtes und Glanzes voll und der Dank, den Die aussprechen, die sich dessen erquicken, besteht darin, daß sie dadurch werden, was sie zu werden bestimmt sind. — Und daß ein Jeder an seine heilige Bestimmung glaube und daß er an die heilige Bestimmung des Ganzen glaube, das war es, was Schiller zum Verkündiger des schönsten Glaubens machte, eines Glaubens, der thatvoll wirkt, denn er ist nicht eingeengt von Symbolen und Satzungen; es ist der Glaube an die Menschenhoheit. Friedrich Schiller war ein Prophet, ja noch mehr, er war ein Tempel dieses Glaubens und er ließ Gesichte erstehen vor unserm Auge, auf daß wir gleich ihm und durch ihn empfangen den Glauben an die Menschenhoheit inmitten aller Wirrniß und Verzerrung, daß wir glauben an die siegende Macht des Guten und Schönen, an den Triumph des reinen Gedankens, an den Triumph der Freiheit in der Geschichte. Schiller ging in der Welt umher wie in einem Tempel, weil er selber war ein Tempel des reinen Geistes. Man kann Dies und Das über die ästhetische Vollendung einzelner Schöpfungen sagen, das aber steht über allem Zweifel: in Schiller

selber zeigte sich die ethische Vollendung des Menschenthums. Er selber erweist in sich die Schönheit, die Reinheit und Hoheit, und darum ist er selber die allzeit verehrte, mit Begeisterung und Andacht geliebte Gestalt; alle seine Ausstrahlungen fließen wieder auf ihn zurück und machen ihn selber zu dem Genius deutscher Innigkeit und allumfassender Liebe. — Er schuf die hohen Gestalten nach seinem Ebenbilde, und in allen tritt sein hohes Urbild rein und keusch heraus. In ihm zeigte sich die intellectuelle Keuschheit des Menschenthums, er wußte sie in sich zu erhalten und darum nach außen zu gestalten; und Menschen erstehen vor unserm Auge, die nicht gemessen sein wollen nach landläufigen äußerlichen Maßen, sondern das innerste erweisen, das Gesetz des reinen, von keiner Trübung gehemmten ewig menschlichen, des allgemeinen und darum wahren Lebens. Der große Genosse Schiller's ruft im Gedenken an den edeln Freund:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Was aber ist das Gemeine? Man kann sich leicht damit abfinden, wenn man antwortet: die platte Wirklichkeit; aber eben in dieser hochmüthig angesehenen Wirklichkeit ruht der Geist und er harrt nur seines Erlösers, der da spricht: Du bist da und erhebe dich! — Was ist das Gemeine, über das Schiller sich selbst und uns mit ihm erhob? Das Gemeine ist der Egoismus, ist die gesetzlose Willkür; sei es die, die die Menschenhoheit nicht kennt, sei es die, die sie misbraucht und unterjocht. Und weil sich Schiller darüber erhoben hatte, darum war er ein Dichter des Vaterlandes und der Freiheit! Wer da nicht liebt das Vaterland und die Freiheit, der hat nicht ein Recht, sich zu nennen einen Vaterlandsgenossen und einen Freund Schiller's. Und weil Schiller allzeit stand «auf

der Menschheit Höhen», darum wollte er auch kein Verdrängen von Philosophie und Poesie, denn sie sind Eins wie Licht und Wärme, die im Sonnenstrahl gebunden sind. Und weil Schiller das Gemeine hinter sich gelassen und sich zum Allgemeinen erhoben hatte im Denken und Gestalten, in Schönheit und Thatkraft, darum ist er der Dichter des Vaterlandes und der Freiheit. Es ist heute ein halb Jahrhundert, als die erkaltete Leiche Dessen, der uns hier zusammengeführt, über der Erde stand. — Lassen Sie uns noch einen flüchtigen Blick auf sein Ringen und Kämpfen werfen. Er rang mit der Erscheinungswelt und der Geist siegte, und er rang — in Noth und Sorge. Er ist am gestrigen Tage an einer Brustentzündung gestorben, er hatte diese Brust gemacht zum Altar, auf dem die höchste Flamme des Geistes brannte, und sie ward davon verzehrt. Es hat etwas Rührendes, wenn er in dem Jahre, bevor er hier das Asyl der Freundschaft bei seinem Freunde Körner fand, wenn er im Jahre 1784 bei Herausgabe der «Rheinischen Thalia» sich vertrauensvoll der Hülfe der Nation übergibt. «Etwas Großes wandelt mich an», sagt er — «Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser ‚Thalia' meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.» — Er war mehr als seine Werke und doch waren seine Werke so erhaben groß. Das ist seine menschliche Vollendung. — Die Nation hat sein Vertrauen nicht erfüllt, er starb in Sorge und Noth. An den großen Verklärten, dessen Geist wir hier mitten unter uns anrufen, an ihn läßt sich die Schuld nicht mehr abtragen,

und ein Gefühl der Erlösung von der Schuld, ein Gefühl des Dankes ist es, wenn wir daran denken, um seines Namens und seines Geistes willen Denen zu helfen, die gleich ihm der Wahrheit, der Schönheit dienen. Man kann darüber spotten und sagen: Es werden keine Schiller sein, die die Wohlthaten der Stiftung genießen, die heute und fortan durch alle Zeiten den ringenden Geistern die stützende Freundeshand bieten soll; aber was man der Geringsten Einem thut, der dem hohen Geiste folgt nach Maßgabe seiner ihm verliehenen Kraft, das ist dem ewigen Geiste selbst geschehen, der im Unscheinbaren, wie im majestätisch Großartigen sich offenbart. Sprechen wir hier im Namen des deutschen Volkes den Vorsatz aus: Wir wollen nicht ablassen, bis den ringenden Geistern eine sorglose Stätte für die Tage der Noth bereitet sei, so wohlthuend, so erquickend, wie sie einst hier Schiller bei seinem Freunde Körner fand; und das soll die Schillerstiftung sein! Und so rufen wir: Es lebe der Geist Schiller's, der da ist der Geist der Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit. Und von hier ausgehend möge fortan sorglos die dichterisch bewegte Brust die Phantasiegestalten sich seinem Auge nahen lassen und sie festbannen. Die Schillerstiftung sei die Hebe für den Dichter der Gegenwart und der Zukunft, sie

Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue."

Den Schluß der Feier bildete der Gesang der von C. A. G. Riccius sehr wirkungsvoll componirten Dithyrambe von Schiller:

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein u. s. w.

Unterdessen wurde im Pavillon das Gedenkbuch aufgelegt, welches mit der Bestimmung zu Einzeichnungen von Namen

und Sinnsprüchen von Advocat Siegel **hierhergeschenkt** worden war; die Einzeichnungen erfolgten auch nebst ansehnlichen Geldspenden so zahlreich als möglich. Nach der Beendigung der Hauptfeier entfaltete sich in Loschwitz und Umgebung die heiterste Geselligkeit; vom Burgberge herüber, aus Loschwitz und Blasewitz lockte Concertmusik. Allgemein war noch die lauterste Freude, als das Zeichen zur Abendheimfahrt auf den Dampfbooten gegeben ward. Sie erfolgte nach 8 Uhr. Magisch beleuchtet stieß das Festschiff vom Lande, gefolgt von einem zweiten; die Lüfte erbebten von den Zurufen der Heimkehrenden und Bleibenden. Herrlich war jetzt der Anblick des Schillerpavillon und des nachbarlichen Weinbergs, welche beide in bengalischem Feuer glänzten; auch deren sonstige Umgebung leuchtete in wechselnden Farben und dazu riefen wieder Böller von den Bergen, ihre weithintönenden Stimmen mit dem Jubel von Musik und dem Gesange glücklicher Menschen mischend. Als sich die Schiffe in Dresden dem Ufer näherten, wurde das „Lied an die Freude" wieder allgemein angestimmt und beim Anlanden brachen die vielen Tausende von Zuschauern in wiederholtes dahinbrausendes Lebehoch „unserm Schiller!" aus — der Nachhall der Todesfeier löste sich in frohe Harmonie des Lebens.

Die Jubelklänge sind verrauscht; das festliche Gedränge ist verschwunden; — still und nachdenklich tritt jetzt der von Dresden kommende Wanderer vor ein Haus, das, wenige Schritte von Loschwitz entfernt, neben dem Wiesenpfade des rechten Elbufers dasteht. Es ist das einstige Weinberghaus Körner's, am 10. Mai 1855 einer der hauptsächlichen Punkte des eben geschilderten Festes. Man zieht die Glocke, freundlich wird um das Begehr gefragt und sobald der Wunsch, den Schillerpavillon zu sehen, ausgesprochen ist, wird artig Einlaß ge-

währt. Man schreitet eine Treppe hinauf, gelangt in eine reinliche Hausflur und tritt von da in den Garten, der mit dem ersten Stockwerke des Hauses in gleicher Linie beginnt. Ein Schlüssel zum Schillerpavillon wird bereitgehalten und ein Dienstbote oder die „Weinbergfrau" geleitet den Fremden einen reinlichen Gartenweg aufwärts.

Der Schillerpavillon befindet sich am obersten Punkte des Weinbergs und wird auf einem ziemlich steilen Treppenpfade erreicht. Hier angekommen, wirft man zuerst einen Blick auf die am 10. Mai gepflanzte Schiller-Eiche und Körner-Linde und eilt dann in den Pavillon selbst, wo Schiller vornehmlich am „Don Carlos" gearbeitet und ihn vollendet hat.

Das Innere des Pavillon ist von aller häuslichen Einrichtung entblößt; nur an der Wand, der Thür gerade gegenüber, befinden sich folgende auf Schiller bezügliche Gegenstände der Verehrung und Liebe. Zu oberst hängt in Glas und Rahmen das Brustbild Schiller's, umgeben von einem Lorberkranze, den unten ein weißes Band durchwindet mit der Aufschrift: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Unter diesem Bilde befindet sich ein lithographirtes Bildniß von Schiller mit folgendem Facsimile:

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen!

Auch dieses Bild ist bekränzt und ein Gedicht von ehrender Hand ist zwischen das Grün und Band der Umkränzung gesteckt. Wir sind nun bei dem kleinen Tische angelangt, welcher an derselben Wand steht. Drei Albumbände liegen hier. Der eine ist, wie erwähnt, gelegentlich des großen Festes am 10. Mai hierhergeschenkt worden und enthält als erste Einzeichnung einen Namen, welcher stets mit Hochachtung

genannt werden wird: den der Frau Johanna Helmke aus Hamburg. Die Festordner am 10. Mai hatten mit rühmlichem Takte diese erste Einzeichnung veranlaßt. Denn die würdige Frau hatte auf einer Durchreise in Dresden vernommen, daß man mit der funfzigjährigen Todesfeier Schiller's die Gründung einer Stiftung verbinden wolle, die unter dem Namen „Schillerstiftung" verdienstvolle, im Geiste des großen Dichters wirkende Schriftsteller und deren Familien unterstützen und in bedenklichen Lagen sorgenlos machen solle; sofort zeichnete sie den namhaften Beitrag von 1000 Thalern. Sie mußte wie jeder Gebildete von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es unserer Zeit und einer Nation, wie der deutschen, nicht nur angemessen, sondern daß es Pflicht sei, ihre für Schönes und Edles wirkenden Dichter vor den Sorgen des Lebens, diesen verheerenden Seuchen des Geistes, zu bewahren. Nicht zufälliger Freundschaft, wie bei Schiller, oder demüthigender Privatunterstützung soll es überlassen bleiben sich einzelner Talente anzunehmen: nein, die Vorsorge der ganzen Nation soll bestrebt sein, ein großes und ehrendes Asyl zu jeder Stunde bereitzuhalten. Das Beispiel der edeln Frau aus Hamburg hat angefangen, im deutschen Vaterlande rühmliche Nachahmung zu finden; viele und bedeutende Beiträge sind eingegangen und fahren fort von allen Seiten beizufließen. Möge Deutschland im Jahre 1859, am hundertjährigen Geburtstage Schiller's, wo die ersten Belohnungen der Stiftung ausgetheilt werden, sagen können:

„Nicht nur die hochherzigen Ideen deiner Werke, erhabener Meister, auch die Betrachtung deines Lebens hat uns zu Vortrefflichem angetrieben; siehe, ein reiches Haus der Fürsorge für lebende und kommende Talente haben wir aufgerichtet, es führe deinen Namen und dauere zu deiner Ehre für alle Zeiten!..."

Ist der Fremde mit dem Durchblättern des Album zu Ende, so hat er eigentlich das Betrachtenswerthe im Schillerpavillon gesehen. Er tritt jetzt an eines der Fenster am Tisch, öffnet es und blickt nach der am 10. Mai enthüllten Marmortafel, welche am Fuße des Pavillon, nach der Straße zu, befestigt ist; die schon erwähnte Inschrift lautet:

Hier schrieb
Schiller bei seinem Freunde Körner
am
Don Carlos
1785. 1786. 1787.
Errichtet im Mai 1855.

Unten führt der Dorfweg zwischen Weingärten vorüber. Die Gedenktafel ist also hier am rechten Platze, wo sie der Wanderer stets vor Augen hat als erinnerndes Zeichen: welch ein hoher Gast hier in den Armen der Freundschaft geruht und an einem seiner hinreißendsten Werke geschaffen!

Der Besucher des Schillerpavillon wird nun erst die rechte Muße finden, sein Auge der Aussicht auf Dresden und der jenseit der Elbe südostwärts hinziehenden Hügel- und Bergkette mit Behagen zu widmen. Wie oft mag Schiller's stillsinnendes oder begeistertes Auge auf diesem bezaubernden Bilde geruht haben!

Dem Fremden steht es gewöhnlich frei, sich gleich neben dem Pavillon durch ein Pförtchen zu entfernen. Doch dürften es Viele vorziehen, den Weinberg wieder hinabzusteigen, um sich noch einmal das Haus anzusehen, wo ja Schiller eigentlich gewohnt und mit Körner's Familie meist verkehrt hat. Jetzt ist das Haus Eigenthum von Fräulein Agnes von Gutschmidt, und man darf es dieser edeln Besitzerin hoch anrechnen, daß sie den stillen Wanderer so bereitwillig und

freundlich zur Erinnerungsstätte des großen Dichters gelangen und hier weilen läßt.

Das Pförtlein des Hauses ist nun hinter dir wieder ins Schloß gefallen und du gehst bewegt und nachdenkend deine Straße. Es freut dich, von Schiller's Leben und Dichten an diesem Orte und in Dresden so Manches, vielleicht alles Bekanntgewordene zu wissen; aber lieb wäre es dir doch, gleich an der Schwelle dieser geweihten Stätte ein Büchlein aufschlagen zu können, welches dir in Ordnung das Beste wieder frisch vor Augen führte.

Nun denn, hier hast du, was du suchest: zwar keine neuen Entdeckungen, aber Auskunft über alles Wesentliche aus Schiller's Leben und Schaffen in Loschwitz und in Dresden.

„Zwölf Uhr Nachts war es, als wir über die Brücke fuhren. Ich sah hinter mir in der Neustadt, in der Gegend, wo ich Körner's Haus vermuthete, einige Häuser erleuchtet und mein Herz wollte mich bereden, daß Körner's darunter war. Im Goldenen Engel traten wir ab."

So kündigte der Dichter in einem Briefe an Huber seine Ankunft in Dresden an, welche am 12. Sept. 1785 erfolgte.

Am folgenden Morgen schrieb er seinem Freunde Körner:

„Vom Goldenen Engel, Nr. 4, eine Treppe.

„Guten Morgen in Dresden, lieber Körner! Die vorige Nacht um 12 Uhr kam ich hier an. Da ich nicht weiß, ob du in der Stadt oder im Weinberge zu finden bist, so schicke ich dieses Billet nach deinem Hause. Sei so gut und schicke mir vor allen Dingen den Burschen zu, weil ich ihn brauche. Laß mich durch ihn zugleich erfahren, gegen welche

Zeit ich euch Drei allein beisammen finden kann. Deine Frau und Dorchen grüße tausend mal. Wie schlägt mir das Herz, euch wieder so nahe zu sein, euch sobald wiederzusehen!"

Ueber das erste Wiedersehen erfahren wir nun Einiges aus dem schon erwähnten Briefe an Huber:

„Der Bediente brachte mir Grüße von den Weibern und Körner war noch bis 1 im Collegium. Ich ließ mich in einer Portechaise hintragen, weil es ganz entsetzlich regnete, und die Freude unsers Wiedersehens — und eines solchen Wiedersehens — war himmlisch."

In demselben Schreiben heißt es weiter:

„Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab' ich nun endlich erlangt. Ich bin hier im Schooße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel. In der jetzigen Fassung meines Gemüths kenne ich keine andere Besorgniß mehr als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit. Ich schreibe dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klavier klimpern. Wie viel Stimmung gibt mir das zu einer Unterhaltung mit dir!"

Diese Zeilen sind also bereits in Loschwitz im Wohnhause Körner's geschrieben. Bald darauf wurde dem Dichter der als „Schillerpavillon" erwähnte Gartensaal angewiesen, wo er seinen Studien und dichterischen Arbeiten ungestört mit ganzer Muße nachhängen konnte. Von den mannichfaltigen Arbeiten, welche wir später nennen werden, sind hier viele angefangen, fortgesetzt oder ganz vollendet worden. Als die wichtigste poetische Schöpfung, welche hier fortgesetzt und ein Jahr nach seiner Ankunft vollendet worden ist, wird das Trauerspiel „Don Carlos" genannt.

Schiller war eigentlich hier zum ersten male wieder, seitdem er das Aelternhaus verlassen, im dauernden Genusse eines wahren

Familienlebens. Er genoß auch mit vollen Zügen das Behagen einer Umgebung, welche ihn verehrte und liebte, pflegte und anregte und welche ihn, wenn er von anstrengenden Arbeiten ausruhen wollte, angenehm zerstreute.

Namentlich war es sein Körner, mit welchem er gern verkehrte und mit welchem er in täglichen Gesprächen seine liebsten Ideen durcharbeitete. Wie lebhaft, wie gründlich dieser mündliche Austausch der Freunde oft gewesen sein mag, ersehen wir am besten aus den reichhaltigen Mittheilungen, welche ihre Briefe enthalten, so oft sie getrennt waren.

Man hat mit Recht den Einfluß, welchen Körner's reicher und klarer Geist auf Schiller's feurigen Genius hatte, als einen sehr bedeutsamen gewürdigt. Schiller selbst schildert zwei Jahre später den Freund als einen Mann, dessen Herz nie auf einem falschen Klang überrascht wird, dessen Verstand richtig, uneingenommen und kühn ist und dessen ganzes Wesen eine schöne Mischung von Feuer und Kälte darstellt. Welch ein trefflicher Geistesgenosse für unsern noch in stürmischer Entwickelung begriffenen Dichter! Ideen, welche sich Schiller's jugendlichem Gemüthe noch brausend und gährend entrangen, gingen durch Körner's ruhigen Kopf, um fruchtbar und geordnet zum Dichter zurückzukehren.

Waren die beiden Freunde mit Dem zu Ende, was ihren Geist im Großen und Innersten besonders bewegte, dann harrte ihrer eine erfreuliche Abwechselung im Umgang mit zwei talentvollen und liebenswürdigen Frauen des Hauses, der Gattin Körner's und deren Schwester.

Aber auch, was sonst durch Geist und Streben in Dresden sich bemerkbar machte, erschien in Körner's Hause und erweiterte von Zeit zu Zeit den heitern Familienkreis zu einer anregenden Versammlung. Es war für Schiller's äußere Anschauungen nicht ohne Nutzen, daß Körner als Staatsdiener

gezwungen war, trotz so mancher lästiger Formen auch Elemente der „großen Welt" herbeizuziehen.

Allein die vielen Gelegenheiten, mit der sogenannten feinen und vornehmen Welt in Dresden näher in Verbindung zu treten, war der Dichter nicht versucht zu benutzen; ihn schreckte wie eine Tyrannei für strebende Geister das eiserne Herkömmliche in den damals herrschenden alten Formen, welche Abgemessenheit und Steifheit selbst auf Gespräche übertrugen und Jeden, der ihre Grenzen nicht streng einhielt, mit Tadel und Misdeutungen bedrohten.

Selbst von jener geselligen Anregung, welche durch das Zusammenströmen von Fremden aus allen Weltgegenden in Dresden hervorgebracht wurde, schien unser Dichter wenig erfaßt worden zu sein.

Ueber Schiller's geistige Thätigkeit im Hause Körner's bei Loschwitz und in Dresden (wo er gewöhnlich im Faust'schen Hause auf dem Kohlmarkt der Neustadt wohnte) hat uns Körner selbst eine übersichtliche Mittheilung hinterlassen.

„«Don Carlos»", heißt es darin, „wurde hier nicht nur geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der «Thalia» bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Foderungen waren strenger geworden und der anfängliche Plan befriedigte ihn ebenso wenig als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen. Der Entwurf zu einem Schauspiel «Der Menschenfeind» und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgendeine Thätigkeit außerhalb des Gebiets der Dichtkunst eine

unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zu «Don Carlos» hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er daher an Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schiller selbst etwas enthält. Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter Dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum «Geisterseher». Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zugrunde; sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er blos die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereizt hatte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen..."

Die gehobene frohe Stimmung, welche unsern Dichter so sehr beglückte, als er Dresden zum ersten male betrat, sollte leider für die Dauer nicht die herrschende bleiben; Hypochondrie und heftige Aufwallungen wechselten bald in seinem Gemüthe ab und die Gründe dieser Erscheinung lagen den Freunden ziemlich offen da.

Abgesehen von jener melancholischen Beigabe, womit die Natur alle tiefern Gemüther zu bedenken pflegt, hatte Schiller noch schwer zu ringen mit der fort und fort wiederkehrenden Sorge um die Gründung seiner künftigen Existenz; auch war die Wunde noch immer offen, welche ihm sein Ver-

hältniß zur Margarethe Schwan geschlagen und selbst die lebhafte Theilnahme an dem traurigen Geschick seiner Freundin Frau von Kalb verfehlte nicht, ihm viele trübe Stunden zu bereiten.

Doch hatte unser Dichter auch manche Augenblicke, wo eine heitere Laune bei ihm durchgriff und wo sich dann sein Talent für das Komische sehr bezeichnend geltend machte.

Ein „kleines Lustspiel", welches Schiller für den Körner'schen Familienkreis geschrieben, datirt aus jener Zeit; auch zeigen manche seiner Briefe aus jenen Tagen ein starkes humoristisches Element. Allein am bekanntesten ist jenes komische Gedicht geworden, welches Schiller unter dem Titel „Unterthänigstes Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz" verfaßt hat. Die Veranlassung war folgende: Die Körner'sche Familie hatte eine Herbstfahrt gemacht, und die Appellationsräthin, in der Voraussetzung, daß Schiller mitfahre, hatte den Keller und alle Schränke verschlossen. Schiller, der indessen zurückgeblieben war, um an seinem „Don Carlos" zu arbeiten, saß nun ohne Speise und Trank über seinem Trauerspiele, und unter seinem Fenster plätscherte eine große Hauswäsche. In lustiger Verzweiflung dichtete er nun unter dem angeführten Titel die folgenden Verse:

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabacksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden.
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Mit schnellem Tritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

F. Schiller, Haus- und Wirthschaftsdichter.

Stunden der Einsamkeit brachte unser Dichter gern in freier Natur zu. Eine seiner liebsten Erholungen war es dann, auf einer Gondel den Strom hinabzufahren und zwar

nicht selten während eines Gewittersturmes, wo die Wellen sich drohend hoben und die Natur im heftigsten Kampfe lag. Ein schmetternder Donnerschlag soll ihm hier ein Bravo! an die Natur abgelockt haben, das in den „Räubern" von Effect gewesen wäre. Ohnehin fand Schiller die Elbgegend um Dresden voll Aehnlichkeit mit seiner schwäbischen Heimat. „Die Elbe", schrieb er an Huber, „bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatze meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach theuer."

Merkwürdig ist, daß Schiller von den Kunstsammlungen in Dresden nur geringe Vortheile zog. Er selbst gibt uns mit wenigen Worten, die er später an Wilhelm von Humboldt schrieb, die Erklärung dieser Erscheinung; allein wir dürfen es doch nicht ganz wörtlich nehmen, wenn er sagt: ihm fehle das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste.

Der Theaterwelt konnte sich Schiller trotz der anfänglichen Zurückgezogenheit nicht für die Dauer fernhalten. In ihr wurzelte ja sein wärmstes Interesse, sein Talent strebte stets nach der Bühne.

Die sehr vorzügliche und beliebte Hofschauspielerin Sophie Albrecht hatte er schon früher in Frankfurt a. M. kennen gelernt, und ihr näherte er sich auch in Dresden wieder. Das Haus, welches sie führte, wurde bald jedem Gaste angenehm, und hier fand sich auch Schiller bald so behaglich wie zu Hause.

Eines Abends, als sich Schiller eben bei der Künstlerin eingefunden, erschien dort nach der Aufführung der „Ariadne auf Naxos" die Witwe eines pensionirten sächsischen Offiziers, begleitet von ihren beiden Töchtern. Die ältere von diesen, Julie, eine hohe blauäugige Blondine, machte einen plötzlichen tiefen Eindruck auf den Dichter. „Er stand vor ihr", sagt

Döring, „mit einer wortlosen Andacht des Gefühls und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in seiner Brust aufloderte.“ Das Aufflammen seiner Leidenschaft war der Freundin nicht entgangen. Als der Besuch sich entfernt, überließ sie sich der kleinen weiblichen Freude, den Verzückten über seinen Zustand zu necken. Schiller leugnete anfangs hartnäckig. Auf einer Redoute jedoch suchte sich Schiller dem schönen Fräulein zu nähern und wurde freundlich aufgenommen. Jetzt sahen sich Beide wiederholt bei der Hofschauspielerin und auch im Hause der Geliebten durfte Schiller erscheinen. „Die Mutter“, erzählt Frau von Wolzogen über das Verhältniß weiter, „schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene, leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Constellation nicht zu glauben, und Schiller's Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sei. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann; aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin und die Stimme der erstern ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden versplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostete dem Mädchen viele Thrä-

nen; sie scheint sich gegen ihr Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben und Schiller freute sich stets, daß sie in spätern Jahren glücklich wurde. — Die Einsicht in diese Verirrung, das Gefühl der erfahrenen Täuschung und Selbsttäuschung, welches ihm nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit blieb, war nicht erfreulich und von einer bittern Nachempfindung begleitet. Wahrscheinlich wirkte diese auf die Gestaltung der Griechin im «Geisterseher». Ein glückliches Geschick führte unsern Freund bald zur Wahrheit, zu bessern Naturen in der Frauenwelt."

So weit Frau von Wolzogen. Ueber die, lange Zeit räthselhaft gebliebene junge Dame ist seitdem Bestimmteres durch eine Mittheilung in Kühne's „Europa" (1847) bekannt geworden.

„Es war Fräulein Maria Henriette Elisabeth von Arnim", heißt es da, „welche später den Grafen Erhard Alexander von Kunheim, einen reichen würdigen Mann, heirathete und mit ihm nach Preußen zog, wo er das schöne Rittergut Koschenen bei Friedland besaß. Bei seinem 1815 erfolgten Tode vererbte er den Nießbrauch dieses Gutes auf seine Witwe, die mit ihm in glücklicher Ehe gelebt hatte, aus welcher aber keine Kinder nachblieben. Sie wohnte daselbst noch Jahre lang und zog nachher wieder nach Dresden, wo sie erst den 12. Jan. 1847 gestorben." — „Ich habe sie", fährt der Berichterstatter fort, „auf ihrem Landsitze kennen gelernt. Seit jener Redoute waren 34 Jahre vergangen und sie mochte die Funfziger überschritten haben. Ihre Züge waren classisch schön, ihr Auge unter dunkeln Wimpern feurig und überaus geistreich, ihr Wesen mit Hoheit und Würde gepaart, ihre Gestalt mehr voll als schlank; man durfte die ihr in ihrer Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeschrittenen Jahren bestätigen. Schiller's Bild hing in

ihrem Schlafzimmer. Bei uns erzählte man, daß die Unvermögenheit der Familie neben der eigenen Mittellosigkeit Schiller's die Verbindung nicht gestattet habe."

Daß die Aufregung Schiller's über das abermalige Fehlschlagen seiner Liebe sehr heftig gewesen sein müsse, geht nicht nur aus den Berichten seiner Freunde hervor, sie war auch bei Schiller's leidenschaftlicher Gemüthsart und nach einem Leben voll schroffen Misgeschicks sehr natürlich. Alle schmerzhaften Erinnerungen mußten in seiner Seele wieder aufsteigen und ihm Stürme des höchsten Unmuths erregen. Tausende gewöhnlicher Wesen sieht man täglich ohne alle Beschwerde den Weg des äußern Wohlseins gehen, ihre ersten Schritte treffen sichere Unterlagen des Glücks, ihre erste Liebe führt sie rasch in die Arme eines frohen gedeihlichen Familienlebens. Und Schiller? Mußte er nicht seiner poetischen Ideale wegen, die er für alle Zeiten im Herzen trug, der Heimat entsagen? Führte seine erste Beziehung zur Bühne, welche ihm soviel bedeutet, nach kurzer Freude nicht zu den bittersten Enttäuschungen in Manheim? Und seine Liebe daselbst? Mußte er nicht bald mit zerrissener Seele auf das scheinbar so nahe Ziel seines Glücks verzichten? Er kommt nach Dresden, er fühlt in den Armen der Freundschaft und lang vermißten Familienpflege „den Himmel auf Erden", alle Adern seiner Schöpferkraft fangen an zu schwellen — da muß ihn eine neue Leidenschaft erfassen und verwirren, die ihn nur darum nicht beglücken darf, weil er weder Vermögen noch äußere Stellung aufzuweisen hat!

Zu leugnen ist nun freilich nicht, daß dieses Erlebniß nach den ersten Verwirrungen doch auch seine wohlthätigen Wirkungen auf Schiller's geistige Thätigkeit übte. Zu bedauern bleibt, daß von den Briefen und Gedichten Schiller's an das „schöne Fräulein" bis auf einige Verse Alles verloren

gegangen ist. Diese wenigen Verse sind vom 2. Mai 1787 und mögen hier folgen:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug,
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang uns'rer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.
In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir zieh'n.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos flieh'n.
Oft sehen wir das Bild, das uns're Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen;
Da rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es und es ist — Stein!

Den edeln Trieb, der weichgeschaff'ne Seelen
Magnetisch aneinander hängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen
Und leichter selbst das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes schönes Loos ist dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.

Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst.

Bekanntlich haben mehre Gründe zusammengewirkt, um unsern Dichter zu bewegen, einen Ort zu verlassen, den ihm Freundschaft und Pflege sonst so angenehm machten.

Theils drängte ihn die eigene Ueberzeugung fort, daß der unseligen Liebe wegen seines Bleibens in Dresden nicht länger sei, theils waren die dringenden Vorstellungen seiner Freunde nicht mehr abzuwehren, welchen das Herz blutete beim Anblick einer nutzlosen Verschwendung von Zeit, Geld und Ruhe. Aber auch von fernher waren einige Beweggründe nicht ohne Einfluß. Schiller hatte von Wieland Anträge erhalten, Mitarbeiter am „Deutschen Mercur" zu werden; auch seine Freundin Charlotte von Kalb hatte ihre Einladungen wiederholt an ihn ergehen lassen, nach Weimar zu kommen, wo er Aussicht auf freundlichen Verkehr mit den ersten Geistern Deutschlands hatte; — und dahin reiste er denn im Juli 1787 ab.

Der Aufenthalt Schiller's in Loschwitz und Dresden dauerte nicht ganz zwei Jahre. Im Jahre 1801 kam Schiller mit seiner Familie und Karoline von Wolzogen auf Besuch nach Dresden und wohnte im August drei Wochen lang abermals im Körner'schen Gartenhause zu Loschwitz.

Wie viel Beweggrund lag also vor, dem dresdener Aufenthalte Schiller's ein sichtbares Zeichen der Verehrung zu weihen und wenigstens Eine Stelle, wo soviel Vortreffliches entstanden, feierlich und für immer auszuzeichnen!

Das schönste Denkmal aber — aere perennius — ist ihm wol in jenen Tagen durch die seinen Namen tragende Stiftung gesetzt worden, auf deren Entstehung, Bedeutung und Fortentwickelung wir deshalb noch einen Blick werfen müssen.

Auch zu ihr hatte Dr. Hammer die Veranlassung gegeben und zwar abermals durch einen Aufsatz, den er in dem oben genannten Blatte (vom 25. April) veröffentlichte und in welchem er zunächst die Unterstützung der Hinterbliebenen armer Schriftsteller vor Augen hatte. Wir heben aus dieser Auffoderung Folgendes hervor:

„Fast alle Genossenschaften besitzen Witwen- und Waisenkassen. Nur die deutschen Schriftsteller müssen in der Regel — denn wie wenige sind vermögend und können durch ihre Feder vermögend werden — vor dem Gedanken zittern, ihre Hinterbliebenen in Sorge und Mangel zurückzulassen. Große Geister sind selten, aber an ehrenwerth strebenden Autoren, die Liebe und Wahrheit im Herzen tragen, ist Deutschland reich. Soll es arm sein an Mitteln, ihre Nachkommen vor Noth zu bewahren? Die Gewißheit des lebenden und wirkenden Schriftstellers: daß, wenn er die Augen schließt, für die Seinen gesorgt sei, ist diese Aussicht nicht ein immer erwärmender und erleuchtender Lichtblick in sein Herz, in seinen Geist, in die Quelle seiner Kraft, die er seinen Zeitgenossen, oft unter herben Entbehrungen und aufreibenden Anstrengungen, widmet? Aber was sind Entbehrungen und Anstrengungen gegen das Gefühl, sich in schöner edler Weise auszuleben? Unser Schiller hegte dieses Gefühl in wahrhaft großem Sinne. «Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte», heißt es in einem Briefe, «aber auch wie innerlich reich und glücklich in Liebegeben und -Empfangen, darüber hat mir Huber gar Manches erzählt. Während man den Dichter im Herzen trug und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern er-

baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht blos zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie.» Und die Freundschaft, wie männlich schön und zart reichte sie ihm die Hand! «Ich weiß», mit diesen Worten lud ihn Körner zu sich nach Loschwitz ein, «daß du im Stande bist, dir alle Bedürfnisse zu verschaffen, sobald du nach Brot arbeiten willst; ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu versetzen.» — Die Freundschaft blieb dem edeln Dichter treu während seines ganzen Lebens, aber sie konnte ihn vor materiellen Sorgen nicht gänzlich schützen, und er starb in Armuth. Auch die starke Hand der Nation kann zur Freundschaft werden! An diesem schönen, vielumfassenden Worte laßt uns festhalten und ein Werk stiften, das Schiller's Geist fort und fort beseelen wird, weil dieser segnend fortlebt in Allen. England hat sein Shakspeareasyl, möge Deutschland bald seine Schillerstiftung in dem angedeuteten Sinne haben! Wenn der Ueberschuß der Beiträge, die bei Gelegenheit des 50jährigen Todestags Schiller's eingehen, als Fonds angelegt und dieser nach und nach zu einem Capital vermehrt würde, so könnte dasselbe an Schiller's 100jährigem Geburtstage am 11. Nov. 1859 bereits so weit angewachsen sein, daß es hinreichte, schon mehr als einer hinterbliebenen Familie würdiger Schriftsteller, insbesondere Dichter, materielle Sicherstellung und Förderung, z. B. auch hinsichtlich der Erziehung, zu bieten."

So weit Hammer, dessen Vorschlag, wie vorauszusehen war, auf fruchtbaren Boden fiel. Nachdem in Vereinigung mit ihm vom Geheimen Medicinalrath Carus, Oberbibliothekar Klemm und Hofrath Winkler, die sich ihm bereitwillig angeschlossen, eine Einladung an eine größere Anzahl angesehener

und einflußreicher Persönlichkeiten ergangen war, fand am 30. April eine Versammlung statt, der das inzwischen auch auf die Unterstützung hülfsbedürftiger Dichter selbst ausgedehnte Project vorgelegt ward, und von welcher die vier genannten Männer, welche die Einladung erlassen hatten, als Verwaltungscomité der Schillerstiftung einstimmig bestätigt wurden. Zugleich hatten sie Vollmacht erhalten, ihren Kreis nach Ermessen zu erweitern, und sie thaten dies alsbald durch eine dreifache Wahl, sodaß der Vorstand nun aus folgenden sieben Personen bestand: Geheimer Medicinalrath Carus, Dr. Gutzkow, Dr. Hammer, Oberbibliothekar Klemm, Major Serre auf Maxen, Staatsminister a. D. von Wietersheim und Hofrath Winkler. Diese erließen nun zuvörderst einen öffentlichen Aufruf „an Alle, denen die Erhaltung, Wahrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werther Gedanke ist", und entsandten zugleich ein Rundschreiben an viele einzelne Persönlichkeiten in den verschiedenen Hauptstädten mit der Bitte, „daß sie mit gleichgesinnten Verehrern der Literatur zusammentreten und in ihrer Stadt nach §§. 5 und 6 der beigegebenen provisorischen Statuten eine Filialstiftung begründen möchten".

Der provisorische Charakter sowol des Vorstands als der Statuten geht aus den letztern selbst hervor, welche hier eine Stelle finden mögen. Sie lauten: „§. 1. Einziger und alleiniger Zweck der Schillerstiftung ist: Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche sich dichterischer Formen bedient und zu Bildung und geistiger Erhebung der deutschen Nation beigetragen haben, sowie ihrer Hinterbliebenen. §. 2. Die zur Erreichung dieser Absicht durch allmäliges Ansammeln von Beiträgen zu beschaffenden verzinslichen Fonds werden sicher niedergelegt. Alljährlich erfolgt öffentliche Rechnungsablage. §. 3. Der aus sieben Personen bestehende provisorische Vorstand der Stiftung führt bis zum

11. Nov. 1859, als bis zum 100jährigen Geburtstage Schiller's, alle vorläufig erfoderlichen, das Gedeihen und die Erhaltung der Stiftung fördernden Geschäfte. Bei Abgang einzelner Mitglieder wird er sich durch Neuwahl wieder vervollständigen. §. 4. Für jetzt ist beschlossen worden, daß bis zu dem im vorstehenden Paragraph angeführten Zeitpunkte noch keine Unterstützung aus den Mitteln der Stiftung gewährt werde. Dagegen werden von ihuen die etwa auflaufenden Spesen bestritten. §. 5. Der dresdener Vorstand betrachtet sich als provisorischer Centralvorstaud, an welchen die Einnahmen der zu dem im §. 1 festgestellten Zweck zu begründenden Filialstiftungen zur Verwaltung abgeliefert werden. §. 6. Der provisorische Centralvorstand trägt dafür Sorge, daß bis zum 11. Nov. 1859 von ihm und den, von den Vorständen der inzwischen ins Leben getretenen Filialstiftungen ernanuten Bevollmächtigten ein definitiver Beschluß über die nähere Organisation und Verwaltung der Stiftung gefaßt werde. §. 7. Eine Abänderung oder Erweiterung dieser Statuten kann nur durch die Stimmeneinheit aller Mitglieder des provisorischen Vorstandes vorgenommen werden; doch darf kein Beschluß den Zweck und das Wesen der Stiftung alteriren."

Die wünschenswerthen Wirkungen dieser Veröffentlichungen ließen nicht auf sich warten. Von allen Seiten und in allen Theilen der deutschen Lande eröffneten sich Quellen der Mildthätigkeit und innigen Theilnahme, aus denen dem Fonds der Stiftung Beiträge zuflossen und deren Ergiebigkeit fortdauert. Nicht vergebens hatte der Vorstand in seinem Aufrufe die Hoffnung ausgesprochen, daß „Hoch und Gering, Fürst und Bürger" sich an dem Aufbau des schönen Werks betheiligen werden, das sich kein inhaltvolleres Motto wählen konnte als das tiefbedeutende Wort: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Es sind ausehnliche Summen bis zum Scherf-

lein herab gespendet worden. Unter den deutschen Fürsten ging König Johann von Sachsen mit seinem Beispiel voran, dem der König von Preußen und der Großherzog von Sachsen-Weimar bald darauf nachfolgten. Der Letztere widmete den Ertrag einer Vorstellung auf dem weimarischen Hoftheater am Geburtstage Schiller's der Stiftung, nachdem der Director des hamburger Stadttheaters, Sachse, bereits eine Festvorstellung zu gleichem Zweck angeordnet hatte. Auch von Genossenschaften, z. B. vom Literarischen Verein in Nürnberg, vom Kunstverein in Mainz wurden Gaben beigesteuert.

Außerdem aber traten, dem Wunsche des dresdener Vorstandes gemäß, an verschiedenen bedeutenden Orten ausgezeichnete Männer zusammen und bildeten Comités zu gleichem Zwecke. So entstanden solche nach und nach in Darmstadt, München, Berlin, Hamburg, Stuttgart, Leipzig, Frankfurt a. M. und andern Städten und wirken kräftig und erfolgreich durch Sammlungen, durch Veranstaltung von Vorlesungen, Concerten u. dergl. für das gemeinsame Unternehmen, das in mehr als einer Beziehung eine Ehrensache der Nation genannt werden darf. Ehre und Segen wird es ihr aber auch bringen, das kann nicht bezweifelt werden, und wenn der 11. Nov. des Jahres 1859 herangekommen sein wird, dann möge bei der Feier des 100jährigen Geburtstags unsers Schiller und im Gefühl der Dankbarkeit für seine große, unvergängliche Hinterlassenschaft in allen Gauen deutscher Zunge die Losung des ihm gestifteten Denkmals laut und froh erschallen und in allen Herzen widerhallen die bewährte Losung:

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser."

6.

Die Schillerstätten in Volkstädt und Rudolstadt.

Wie man von einer Geliebten rühmt, sie habe körperliche und geistige Reize, so kann man auch von Rudolstadt sagen. Denn die landschaftliche Umgebung dieser Stadt ist äußerst anziehend und die ungewöhnliche Weihe, welche durch Schiller's Aufenthalt der Stadt und der Umgebung zutheil geworden, trägt gewiß nicht wenig bei, sie dem sinnigen Besucher auch geistig schätzbar zu machen. Namentlich sind es einige stille Wege und Stellen, welche der Wanderer mit besonderer Andacht besucht; sie hat der Fuß unsers Meisters in einer der schönsten Lebensperioden betreten und von ihnen besonders gilt auch Goethe's Wort:

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

Diese Wege und Stellen zu besuchen machen wir uns heute auf den Weg. Wir wandern in südwestlicher Richtung zur Stadt hinaus und folgen der Allee bis zu einer Brücke, die über einen Bach führt. Diese Brücke, jetzt in der Breite der Straße von Stein aufgeführt, bezeichnet die Stelle, wo Schiller, von Volkstädt kommend, mit der Familie von Lengefeld

zusammenzutreffen pflegte, um in ihrer Gesellschaft nach Rudolstadt zu gehen. Wir überschreiten die Brücke und biegen sofort links ein, um in südlicher Richtung einem Wiesen- oder Feldwege zu folgen, der nach Volkstädt führt. Kurz ist die Strecke und das Dörfchen Volkstädt liegt zwischen Wiesen und Gärten an der Saale vor uns; es ist bald erreicht. Die Häuserreihe eröffnet links an der Straße eine Porzellanfabrik, welche auch Schiller schon erwähnt; einige Schritte weiter treffen wir rechter Hand gleich auf jenes denkwürdige Haus, in welchem Schiller einen Theil seines „rudolstädter Sommers" verbrachte. Das Haus ist ein Stockwerk hoch, hat einen freundlichen Anstrich und sieht einem hübschen Pfarrhause nicht unähnlich. Wir ziehen die Glocke und werden zuvorkommend empfangen; die Verehrung, welche der Wanderer für den Dichter mitbringt, ist im Hause selbst eingebürgert. Darum wird man auch gern nach dem „Schillerzimmer" geführt, welches im ersten Stocke sich befindet und die südliche Ecke des Hauses einnimmt. Es ist ein geräumiges und freundliches Zimmer und sehr behäbig eingerichtet. In einer Ecke, der Eintrittsthür gegenüber, erblickt man sogleich eine Gypsbüste Schiller's und eine kleinere dunkle Büste desselben steht links auf einem Schranke. Von der Einrichtung aus Schiller's Tagen ist nur das sehr einfache Schreibepult des Dichters noch vorhanden und steht gleich neben der Thür; einige alte Stühle sind als Reliquien unter Verwandte vertheilt worden. Aus den Straßenfenstern des Zimmers sieht man zunächst gegenüber die Kirche des Orts, darüber weg eine hübsche von Laubholz bewachsene Anhöhe, die „Schillerhöhe". Ein Nebenfenster gewährt den Blick in einen schmalen Hofraum, aus dem eine Pappel emporsteigt, deren Aussehen vermuthen läßt, daß sie zu Schiller's Zeiten schon gestanden habe. Hat der Fremde sich in und außer den Räumen des Zimmers gehörig um-

gesehen, so wird ihm auch hier ein hübsches Schilleralbum vorgelegt; es enthält sehr namhafte Einzeichnungen, das Einleitungsgedicht vom Justizrath Julius Eberwein schließt mit den Worten:

Zum Zeugniß werd' es und Gedächtnißmale,
Daß Lieb' und Dank nie stirbt in diesem Thale.

Das „Schillerhaus" in Volkstädt gehört jetzt dem Gutsbesitzer Stauch, einem Enkel des Cantors Unbehaun, welcher das Gebäude kurz vor Schiller's Aufenthalt neu erbaut und wohnlich eingerichtet hatte. Julius Eberwein theilt aus Schilller's Tagen folgende hübsche Thatsachen mit. „Cantor Unbehaun und dessen Familie", erzählt er, „boten Alles auf, um dem verehrten Gaste (Schiller) den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Jede störende Arbeit des Hauswesens und der Landwirthschaft verschoben sie bis zu Schiller's Ausgang oder gar bis zur Nacht. Die Tochter des Hauses, die nachmalige Rechnungsräthin Hoffmann, sprach noch in den spätesten Jahren ihres Lebens von der rührenden Fürsorge ihrer Aeltern gegen den ihr als Kind räthselhaften Fremden. Bei Gewittern litt es Schiller nicht in der Enge des Hauses. Er schweifte hinaus in Feld und Flur, von den Gipfeln der Berge diese großartigen Naturerscheinungen, welche hier in den Bergen doppelt erhaben, zu bewundern, indem sie ihn über alle Maßen afficirten und geistig aufregten. In solchen Fällen oder wenn er spät zur Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen ihm entgegen, um ihn vor Schaden und Unglück zu bewahren. Am häufigsten, wenn nicht verhindert, begab sich der Hauswirth selbst auf den Weg. Solche Theilnahme machte auf Schiller's Gemüth einen tiefen Eindruck..."*)

*) „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolstadt. Erinnerungen an seinem 50jährigen Grabe, von Julius Eberwein": „Taschen-

Von Schiller's Wohnung aus wird das Ziel des Wanderers zunächst die „Schillerhöhe" sein. Man erreicht sie auf dem nächsten Wege, wenn man sich über die Saale setzen läßt und am jenseitigen Ufer die Windungen eines Treppenpfades hinaufsteigt. Schon ziemlich oben erweitert sich an einer Stelle der Pfad, und hier ist der denkwürdige Punkt, wo Schiller vornehmlich gern verweilt haben soll. Die Aussicht ist auch wirklich lohnend und anregend genug. Unten zieht die Saale rauschend vorbei, Volkstädt, das freundliche Dörfchen, blickt einladend aus dem grünen Wiesengrunde herüber und läßt wie zum Gruße die Fenster der Schillerwohnung und die Pappel davor sehen; hinter Volkstädt aber erhebt sich als heitere Folie die schöne grüne Bergwand und zieht sich rechts gegen Rudolstadt und links nach Saalfeld hin. Diese Stelle nun hat sich die Verehrung ausersehen, um das Andenken an den großen Dichter durch sichtbare Zeichen zu erhalten. In einer Felsenvertiefung steht Schiller's kolossales Brustbild aus Bronze nach Dannecker, seit 1840 hier aufgestellt; dasselbe ist gegenwärtig Eigenthum der fürstlichen Familie. Unter der Büste sieht man den Namen „Schiller" unter drei Sternen in Stein gegraben mit der Jahreszahl 1788, und noch etwas tiefer liest man auf einer Marmortafel folgende Stelle aus Schiller's „Spaziergang":

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur? —
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um;

---

bibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder" (Abth. I, 3. Bdchn.; Rudolstadt, Froebel).

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter
Und die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns!

Mit einem Blick auf die Lyra über der Büste des Dichters scheiden wir von dieser Stelle; unser bewegtes Herz aber klingt von selbst in jenen Wundertönen nach, welche der große Liebling oft in uns entzückend und erhebend angeschlagen hat.

Einige Schritte weiter hinauf trifft der Wanderer eine hübsche, von Baumstämmen gezimmerte Halle; sie ist von dem Fürsten auf reizender Stelle erbaut, dem müden Wanderer zum Trost.

Hat man hier den schönen Ausblick eine Weile genossen, dann tritt man ganz oben auf ein freies Feld hinaus und wird durch den Blick auf Rudolstadt und dessen Schloß erfreut und hingerissen... Ja, eine schöne, Geist und Herz erwärmende Wanderung ist es, von der wir jetzt nach Rudolstadt zurückkehren, wo uns ein lieber Freund der Literatur noch mündlich Auskunft gibt über die mannichfachen Oertlichkeiten und Beziehungen zu Schiller's Aufenthalt daselbst.

Schiller's erstes Auftreten in Rudolstadt wird uns von der Schwägerin des Dichters also erzählt:

„An einem trüben Novembertage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen,

der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meiningen besucht, am Abend bei uns einzuführen." Die Erlaubniß wurde natürlich gern ertheilt und Schiller verlebte einige vergnügte Stunden im Kreise der Lengefeld'schen Familie. Er schrieb hierüber von Weimar aus an seinen Freund Körner nach Dresden:

„In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld (Lengefeld) lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen schönen Abend machte."

Etwas später ist dieser Abend und die Familie von Lengefeld auch Gegenstand einiger Zeilen, welche Schiller an Frau von Wolzogen nach Bauerbach schrieb:

„Wir sind glücklich nach Rudolstadt gekommen, wo ich eine sehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Mir wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein."

Schiller hatte hier wieder einmal auf einige Stunden das Behagen eines schönen Familienlebens vor Augen gehabt; die bei ihm oft wiederkehrende Sehnsucht, endlich eines eigenen Herdes sich zu freuen, erhielt hier neue Nahrung und wurde

durch den Umstand erhöht, daß die Familie Lengefeld auch geistige Ansprüche zu befriedigen im Stande war; sie wußte über Kunst und Wissenschaft zu unterhalten und verstand den Werth der Literatur zu würdigen. Kein Wunder also, wenn der Eindruck dieses Besuchs kein gewöhnlicher blieb.

„Die Freundschaft führte Schiller in Rudolstadt ein und die Liebe hielt ihn dort fest."

Mit diesen Worten bezeichnet Eberwein in seinem Aufsatz: „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolstadt", die Beziehung des Dichters zu der Familie Lengefeld, und Karoline von Wolzogen gibt dem zufälligen Begegnen mit Recht eine noch folgenreichere Bedeutung, indem sie sagt: „Schiller's Zukunft knüpfte sich an jenen Abend..."

Schiller kehrte indessen von Rudolstadt nach Weimar zurück und lebte da einige Wochen sehr still. Sein Leben ging „einen höchst ruhigen Gang", er war „wachsamer" auf sich selbst als je zuvor und arbeitete des Tags „seine zwölf Stunden und mehr"; — allein trotzdem bereiteten sich in seinem Gemüth auch allerlei geheimnißvolle Dinge vor. Sein Besuch in Rudolstadt hatte vorerst nur einen tiefern Ton bei ihm angeschlagen, aber dieser Ton erhielt Nachdruck durch einen nicht unwesentlichen Umstand. Fräulein von Lengefeld war nämlich bald nach Schiller's Rückkehr ebenfalls nach Weimar gekommen, wo sie Aussicht hatte, die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin zu erhalten. Sie verweilte „einige Monate" daselbst und Schiller hatte Gelegenheit, sie wiederzusehen. Obwol nun Schiller sich während dieser Zeit in vorsichtiger Entfernung hielt, wie ihn Umstände und Feinheit lehrten, so ersieht man doch aus einigen Billeten und Briefen an das Fräulein, wie sehr ihn der Gedanke eines Verhältnisses zu demselben schon ergriffen hatte. Es heißt in

der That ein hübsches Bekenntniß machen, wenn der Dichter, als Fräulein von Lengefeld nach Rudolstadt zurückreisen soll, in seinem Abschiedsbriefe sagt: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen."

Aus diesen Tagen stammt ein Brief des Dichters an seinen Freund Körner, der, abgesehen von der psychologischen Merkwürdigkeit, auch sehr deutlich zeigt, wie das Verhältniß zu Fräulein von Lengefeld nicht leicht in eine bessere Zeit hätte fallen können, um eine ernste Entscheidung seines Lebens herbeizuführen. Der Brief lautet:

„...Noch einmal, mein Lieber — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele lesen wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles Dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich

Charlotte*) seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch die Armuth und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bisjetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe..."

Es war nicht das erste mal, daß Schiller seinem Freunde ähnliche Eröffnungen machte; nur war der Ton, in welchem sie gemacht wurden, bisher nie so entschieden, ja stürmisch gewesen. Selbst kurz vor dem Zusammentreffen mit der Familie Lengefeld hatte Schiller sich ziemlich ernsthaft mit dem Gedanken getragen, Wieland's zweite Tochter zu heirathen, und hatte dem Freunde auch offen die Mittheilung darüber gemacht. Körner, für das Wohl des Freundes zu besorgt und auch besser als Schiller mit den Verhältnissen des Lebens vertraut, hatte hierauf ebenso mild als entschieden von diesem Schritte abgerathen. Schiller selbst kam von diesem „hingeworfenen" Gedanken bald wieder zurück; allein die tiefe Sehnsucht nach einem eigenen Familienleben war ihm geblieben und wachte jetzt um so heftiger auf. Daß die rudolstädter Bekanntschaft bei dieser erneuerten Sehnsucht keine unbedeutende Rolle spielte, daran ist nicht zu zweifeln, obwol Schiller am Schlusse des

*) von Kalb, die langjährige Freundin des Dichters.

obigen Briefes gegen die Annahme, als sei er bereits in Banden der Liebe, mit den Worten protestirt: „Halte mich nicht im geringsten für gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden."

Körner verweist den Freund auf Das, was er ihm schon früher über seine Heirathsentwürfe eröffnet hatte, und bemerkt nur noch: „Daß du bei deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit von den Vortheilen deiner schriftstellerischen Existenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe dich nur, ob du diese Opfer nie bereuen würdest, wenn es zu spät wäre."

Aber Schiller kommt mit Ruhe und Festigkeit auf das Capitel zurück und schreibt:

„Ueber das Heirathen habe ich nur Eine, aber eine sehr wichtige Antwort; wichtig für dich, weil du mich liebst. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht sowol, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer, gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen gibt."

Also war sein Entschluß, ein eigenes Familienleben zu gründen, entschieden, und wenn er auch noch immer vor dem Freunde ein Geheimniß machte, wohin seine Wahl einer Lebensgefährtin fallen werde, so ließ doch bald seine Reise nach Rudolstadt keinen Zweifel über den stillen Zug seines Herzens. „Zehn Tage", schrieb er unterm 2. Mai 1788 an Fräulein von Lengefeld, „sind also mein längster Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren schönen Gegenden, in dieser ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder-

finden und Ihre und der Ihrigen Gesellschaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklasse, reichlich entschädigen."

Dem Freunde Körner hatte Schiller den Ausflug nach Rudolstadt und die Absicht eines längern Aufenthalts daselbst in folgender Weise angekündigt:

„Sobald der Frühling einmal dauerhaft da sein wird, ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'sche Haus, von dem ich dir nach meiner Zurückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen*), von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fähigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Cirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen."

Am 18. Mai reiste Schiller nun wirklich von Weimar ab und kam denselben Tag noch in Volkstädt an, wo ihm Charlotte von Lengefeld für seinen Sommeraufenthalt eine Wohnung „ganz nach seinen Wünschen" besorgt hatte. Das Haus lag frei vor dem Dorfe und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen

*) Frau von Lengefeld, ihre zwei Töchter und Herr von Beulwitz, der erste Gemahl der ältesten Tochter Karoline, die 1796 Herrn von Wolzogen heirathete.

durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Schiller selbst schildert in einem Briefe an Körner den neuen Aufenthalt:

„Das Dörfchen (Volkstädt) liegt in einem schmalen, aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanftansteigenden Bergen. Von diesem habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt (Rudolstadt), die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsens gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüberführt.“

Hier wohnte Schiller vom 18. Mai bis Ende Juli; von da an bis zum 12. Nov. 1788 bezog er eine Wohnung in Rudolstadt, die sich im Rath Roß'schen Hause am Schloßberge befand. Also fast volle sechs Monate verweilte Schiller in dieser Gegend. Sein Aufenthalt war fruchtbar für seine Thätigkeit, erquickend für seine Gesundheit, entscheidend für sein Herz und namentlich auch denkwürdig durch sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Goethe.

Karoline von Wolzogen gibt uns über jene Tage ebenso anziehende als herzliche Berichte.

„In unserm Hause“, erzählt sie, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten Das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis bewegten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur

noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommenern Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe."

Die Frauen des Lengefeld'schen Hauses bildeten indessen nicht den ganzen Kreis des geselligen Umgangs in Rudolstadt. Außer dem Hofrath von Beulwitz, welchen Schiller in seinem Briefe an Körner erwähnt, fand sich besonders der Baron von Gleichen oft bei der Familie Lengefeld ein; er wird als einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen geschildert, hatte viel Sinn für bildende Kunst und „war recht zum Genuß des Schönen aller Art geschaffen". Da er namentlich gern sich mit Gegenständen der Metaphysik beschäftigte, so hatte er an Schiller den rechten Mann gefunden. Es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, daß Baron von Gleichen damals mit einer Freundin des Lengefeld'schen Hauses versprochen war und daß aus der Ehe dieser Beiden Schiller's künftiger Schwiegersohn hervorging. „Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unserm Hause kennen", sagt Karoline von Wolzogen. „Dieser merkwürdige Mensch, dessen Name von allen Deutschen

mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller. Verwandt hinsichtlich der starken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinsames Interesse an der Menschheit, durch echte Freiheitsliebe, wurden sie sich gegenseitig werth und ihre Gemüther begegneten sich in Enthusiasmus für die Ausbildung des Nationalsinns, den jeder auf seine Weise zu fördern suchte. Becker verbreitete unter dem Schutze des trefflichen Herzogs Ernst von Gotha seine Volksschriften, die wahre Volksbildung bezweckten, und Schiller löste die deutsche Muse aus den Fesseln des gallischen Geschmacks. Wie tief Beide ins Herz des Volks gegriffen, davon gibt die Zeit der Befreiung vom fremden Joche Kunde." Außerdem fanden sich bei der Familie Lengefeld auch öfter der nachmalige Fürst Ludwig Friedrich und dessen Bruder Karl ein. „Sie bewahrten immer eine herzliche Freundschaft für Schiller." Ein Besuch Knebel's, das Zusammentreffen mit einigen der hervorragendsten Schauspieler aus Weimar, wie Wolff, Frau von Heygendorf, Strohmeyer und Andere, welche um diese Zeit in Rudolstadt Vorstellungen gaben, runden so ziemlich die Zahl der namhaften Persönlichkeiten, mit welchen Schiller während des „rudolstädter Sommers" in Berührung kam. Aber das bedeutsamste Zusammentreffen stand noch aus: das erste Zusammentreffen mit Goethe.

Goethe war zu Anfang des Jahres 1788 und um die Zeit, als Schiller von Dresden aus nach Weimar kam, in Italien; er kehrte von da erst Mitte Juni zurück, wo sich Schiller bereits in Rudolstadt befand. Hier erschien nun auch Goethe, damals schon in voller Blüte seines Ruhmes, am 7. Sept. in Begleitung der Frauen von Stein und Herder.

Das Zusammentreffen erfolgte in der Beulwitz'schen Wohnung, wo eine größere Gesellschaft versammelt war, und Karoline von Wolzogen schreibt hierüber:

„Während dieses Sommers sah Schiller Goethe'n zuerst in unserm Hause. Wie alle rein fühlenden Herzen hatten uns dieses Dichters Schöpfungen mit Enthusiasmus erfüllt; Goethe und Rousseau waren unsere Hausgötter. Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethe'n hatten wir, bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Zu unserm Troste schien Goethe von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen, und so liehen wir ihm gern diese Empfindungsart als Grund seiner Kälte."

Schiller's Bericht an Körner über dieses erste Begegnen lautet:

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der F. v. S. (Frau von Staël) besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich selbst steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die

Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien.... Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr naherücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren. Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu leben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den «Mercur» geben werde; ob er auf nächste Ostermesse seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte."

Körner erwidert hierauf:

„Goethe's Zusammenkunft mit dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näherkommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitig Reibung und dadurch Interesse füreinander."

Nun, die Reibung ist nicht ausgeblieben, allein sie hat doch auch zu jener Freundschaft geführt, die für Beide wie für die deutsche Literatur von so großer Bedeutung geworden ist.

Schiller's Tagesordnung in Volkstädt und Rudolstadt war ungefähr folgende:

Er widmete die Vormittage dem Studiren und Arbeiten, die Nachmittage Spaziergängen und Ausflügen, sowie dem Briefwechsel mit Körner, Wieland und Andern; die Abende gehörten der Familie Lengefeld.

Bei einem Ausfluge nach Schwarzburg schrieb Schiller in das dortige Fremdenbuch:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!

Aber nicht blos der Genuß der schönen landschaftlichen Natur war es, der den Dichter oft ins Freie trieb; er suchte auch gern technische Gewerbe auf, um sich zu unterrichten. So war er öfters in der Glockengießerei bei Rudolstadt zu sehen und befaßte sich aufs gründlichste mit der Technik in diesem Fache, sodaß ihm später beim Dichten des „Lied von der Glocke" diese Kenntniß sehr zustatten kam; er soll überhaupt die erste Idee zu diesem Gedichte schon in Rudolstadt gefaßt haben. Auch bei dem damals berühmten Volksfeste, dem rudolstädter Vogelschießen, fehlte Schiller nicht, wenn es ihm auch „nur Zeit nahm, ohne ihm Vergnügen zu geben". Unbekannt dürfte es Vielen sein, daß Schiller während seines Aufenthalts in Rudolstadt auf Veranlassung des dortigen Fürsten Mitglied der Schützengilde wurde; der Trinkspruch, welchen er ausbrachte, als ihm nach altem Brauche der silberne Pokal mit Rheinwein gereicht wurde und zu Ehren des neuen Schützen die Kanonen donnerten, lautete:

„Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde; denn ich sehe, Ihre Unterthanen sind glücklich!"

In Bezug auf Schiller's geistige Thätigkeit ist hier wie überall Zweierlei zu unterscheiden: das lebhafte Bestreben, selbst noch zu lernen und sich auszubilden, und nebenher seine philosophischen, historischen und poetischen Arbeiten zu fördern.

Ueber sein Bedürfniß einer stetigen Erweiterung seiner Kenntnisse hat er sich unterm 26. Mai an Körner deutlich genug ausgesprochen.

„Ich habe", schreibt er, „Vieles zum Lesen mit hierhergebracht. Es kommt nur darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geschehen sein. Täglich stoße ich noch auf meinen Mangel an Lectüre und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde ersetzen können. Daran hindert mich, wie immer, das leidige Bedürfniß, daß ich viel schreiben muß und der unglückliche Umstand, daß ich langsam arbeite. Nach der gewissenhaftesten Zeitberechnung, wie sie sich nämlich bei solchen willkürlichen Fällen anstellen läßt, bleiben mir des Tages höchstens drei Stunden zur Lectüre — und wie wenig ist das bei einer solchen Anzahl nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß."

Was ihm Körner hierauf erwidert, ist ganz von jener praktischen Weisheit eingegeben, die wir an diesem trefflichen Manne so oft schätzen und lieben lernen.

„Bist du nicht zu ängstlich", schreibt er, „in Ansehung deiner Lectüre? Ich kenne das Gefühl, wenn man sich unter Menschen und Büchern herumtreibt, wo man alle Augenblicke Spuren einer Belesenheit findet, durch die man beschränkt wird. Aber es fragt sich, ob eine solche Belesenheit für den wahren Gehalt des Schriftstellers so sehr wuchert. In deinem Falle würde ich stolz auf eine gewisse Fremdheit in einigen Fächern sein. Vielleicht ist eben dadurch deine Phantasie reger und lebendiger geworden, daß du früher aus dir selbst geschöpft und nicht blos fremde Arbeit benutzt hast. Ich komme immer darauf zurück, daß du nicht berufen bist, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein. Also würdest du Unrecht thun, wenn du solche Stunden, die du zu eigenen Producten oder zur Erhöhung deiner Kunstfertigkeit gebrauchen könntest, zur

Erwerbung von Kenntnissen, die du entbehren kannst, verschwendetest. Was du allenfalls zur Vollendung deiner persönlichen Ausbildung noch zu lesen brauchst, ist gewiß wenig, und dazu sind die Stunden der Erholung hinreichend."

Dessenungeachtet finden wir Schiller in Rudolstadt selbst im Freundeskreise auf das anhaltendste beschäftigt mit Metaphysik, Homer, den griechischen Tragikern und Haller.

Karoline von Wolzogen schreibt hierüber:

„Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den schönsten Lebensgenuß und Trost gewährt, die wir nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet aufgenommen hatten, ergriffen wir in Schiller's Ansicht nun auch mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum ersten male lasen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchstücke bekannt waren. Was jeder Deutsche Voß' Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las uns Abends die «Odyssee» vor und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern vollendete diese neue Gestaltung unsers Kunstsinns. Diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Innern und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's «Griechischem Theater» kennen lernten, übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittels unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsere Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dies Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eigenen Geist wurde, ja auf den «Wallenstein» mächtig einwirkte, ist wol nicht zu verkennen."

In Rücksicht auf Homer erhalten wir von Schiller die merkwürdigsten Geständnisse:

„Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voß' Uebersetzung der «Odyssee» kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Uebersetzers für kein Original, wär' es noch so schön, missen möchte. Die «Iliade» lese ich in einer prosaischen Uebersetzung. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Vieles, was du mir ehemals geschrieben, hat mich ziemlich überzeugt, Keiner thut mir wohl; Jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun — vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren — und dann — wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studiren."

Aber auch selbstschöpferisch war Schiller in Rudolstadt sehr thätig, obschon er selbst behauptet, daß er sich in dieser Zeit mit seiner Arbeitsamkeit nicht sehr „gloriiren" könne. Er sammelte mehr als er verarbeitete.

Am eifrigsten und fleißigsten arbeitete er an seiner „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" und zwar besonders am Ende des ersten und am zweiten Theile, indem er dem Freundeskreise in Rudolstadt dieselbe abschnittsweise, wie sie vollendet wurde, vorlas. Am 5. Juli schreibt er darüber:

„Mit dem ersten Theile werde ich in zehn Tagen fertig"; und am 27. Juli:

„Die niederländische Geschichte wird nach dem angefangenen Plane sechs Bände; der erste hat 32 Bogen."

Vor dem 27. Juli mußte er also diesen ersten Band in Volkstädt wirklich zu Ende gebracht haben.

Hiermit steht folgende Anekdote in Verbindung. Als Schiller mit diesem Geschichtswerke in Volkstädt beschäftigt war, überfiel ihn ein nicht unbedeutendes, dieser Arbeit ungemein hinderliches Unwohlsein. Sein Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolstadt, bemerkend, daß diese Behinderung Schiller sehr drückte und sogar Sorge wegen der Fortsetzung machte, äußerte zu ihm:

„Seien Sie unbesorgt, der Tod wird Sie nicht hindern an der Fortsetzung; Sie werden aber sterben, sobald Sie dieses Werk beendigt!"

Schiller hörte diese Worte des ärztlichen Freundes mit Aufmerksamkeit an. Später wiederholt zur Beendigung aufgefodert, ist er nicht dazu zu bewegen gewesen. *)

Desgleichen schrieb er fleißig am „Geisterseher" wozu Frau von Wolzogen bemerkt, daß das philosophische Gespräch in demselben mit ihren damaligen Unterhaltungen in Verbindung gestanden habe. Schiller schreibt über dieses Werk unterm 12. Juni von Volkstädt:

„Lache mich aus soviel du willst: ich arbeite ihn ins Weite und unter 30 Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen."

Körner erwidert, daß er ihm nicht verdenke, wenn er

*) „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolstadt", von Eberwein.

dieses Werk ausdehne, und so machte sich Schiller Ende August auch an die Fortsetzung.

Ferner beförderte er von hier aus seine berühmten „Briefe über «Don Carlos»“ zum Abdruck im „Mercur“. Wieland sprach sich darüber mit großer Bewunderung aus.

Mit dem „Menschenfeind“ beschäftigte er sich sehr fleißig und hoffte ihn bis October zu Ende zu bringen. Am 5. Juli schreibt er:

„Ich gedenke keine Feder mehr zu diesem Stück («Menschenfeind») anzusetzen, bevor ich mit dem Plan in Richtigkeit bin.“

Man sieht daraus die Art und Weise, wie Schiller bei seinen größern Arbeiten verfuhr und daß dieser Plan ihm viel zu schaffen machte. Noch deutlicher spricht er sich darüber unterm 20. Aug. aus:

„Meine Geschäfte gehen nicht zum lebhaftesten. Mein unruhiger Geist ist der Darstellung nicht empfänglich, ich bin mir selbst zu gegenwärtig. Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zusammenhäufte. Ich fühle diese Veränderung lebhaft bei meinem «Menschenfeind» — um ihn vorzunehmen, darf ich kein Nebengeschäft haben; auch lasse ich ihn jetzt wieder liegen. Ich habe einige kleine Schritte darin vorwärtsgethan, und wenn ich drei mal daran gehe und ihn drei mal wieder weglege, so qualificirt sich endlich das Stück zu einer gewissen Vollkommenheit. Eher, versichere ich dir, schreibe ich keine Zeile an der Ausführung, bis ich mit dem Plane ganz und aufs genaueste in Ordnung bin, und bis dieser Plan alle meine Foderungen erfüllt. Ein anderes Sujet habe ich schon seit einem halben Jahre im Kopfe, das weit einfacher ist und durch einfache Behandlung

äußerst viel gewinnen kann. An dieses mache ich mich jetzt, versteht sich, daß ich es einige Monate erst bei mir kochen lasse. Es ist einer griechischen Manier fähig und ich werde es auch in keiner andern ausarbeiten." *)

Desgleichen lieferte er Manches für „Mercur" und „Thalia" und beschäftigte sich überhaupt viel mit dem Journalwesen. Er arbeitete ein vollständiges Programm für ein neues Journal aus und verfaßte mehre Recensionen. Die berühmteste darunter ist die des „Egmont".

Eine Lieblingsidee Körner's war, Schiller zu einem Epos zu bewegen, dessen Heros Friedrich der Große sei.

Schiller schreibt darüber:

„Deine Idee zu dem epischen Gedichte ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf kommen. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tones mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken; im Gegentheil, es wäre eines Kopfes würdig sie zu bestehen und zu überwinden. Wenn einige vollendetere poetische Werke und einige gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publicums von mir genug erhöht und verbessert haben werden, daß ich von seiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen kann — Dinge, die alle einigen Schein der Wahrheit haben — dann läßt sich mehr darüber denken und sagen."

Ebenso suchte Körner ihn auch zum Romanschreiben zu veranlassen.

---

*) Wahrscheinlich „Der Tod des Themistokles" (Hoffmeister, „Nachlese", III, 233 fg.).

Endlich hat Schiller hier die kleine Erzählung, „Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt“, aufgezeichnet, wie er in dem Briefe vom November 1788 an Körner erwähnt. Er benutzte dabei ein Werk der fürstlichen Bibliothek und befindet sich noch eine Abschrift des Schiller'schen Manuscripts in den Händen des Hofraths Hesse in Rudolstadt, welche dessen Vater von Schiller zum Geschenk erhielt.

In die Zeit dieses Sommeraufenthalts fällt der Fehdebrief Stolberg's gegen „Die Götter Griechenlands“. Wie unweise, ja abgeschmackt ein Verfahren ist, die Lehrsätze der Dogmatik gegen die Philosophie einer freien Dichtung zu Felde zu führen, fühlte zwar jeder Vernünftige schon damals, aber es konnte auch nicht fehlen, daß sich Beschränktheit und ängstliche Gewissen, die ihr großes Publicum haben, mit dem „Gottesleugner“ Schiller viel zu schaffen machten. Schiller war anfangs sehr versucht, der Unvernunft ihre eigene Grimasse entgegenzuhalten, allein statt der Züchtigung des „gräflichen Salbaders“ zog er es vor — die „Götter Griechenlands“ fortzusetzen und der Nachwelt statt einer geharnischten Streitschrift eine meisterhafte Dichtung „Die Künstler“ zu hinterlassen.

Es liest sich wie ein idyllischer Abschluß der ganzen Angelegenheit, wenn Karoline von Wolzogen erzählt, wie Schiller seine kleinen dogmatischen Streitigkeiten mit ihrer Mutter damit endigte, daß er ihr eine englische Bibel schenkte, darein er folgende Verse über die Unsterblichkeit geschrieben hatte:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!

Wenn von Schiller's geistiger Thätigkeit die Rede ist, so darf der lebhafte briefliche Verkehr nicht vergessen werden, wel-

chen er namentlich mit seinem Freunde Körner stets unterhielt. Sehr viele seiner Briefe haben einen wahrhaft bedeutenden Werth, wie auch Goethe nach des Dichters Tode zu Eckermann sich mit großer Wärme über Schiller's Briefe äußert.

Von Rudolstadt aus hat Schiller an seinen Freund in Dresden nicht weniger als elf Briefe geschrieben, darunter einige von ausgezeichneter Bedeutung. Interessant ist unter andern auch der Brief mit den medicinischen Erörterungen, welche Schiller infolge eines Unwohlseins Körner's anstellt, und ein zweiter über den Beruf eines Schriftstellers. Auch mit Wieland wurden Briefe gewechselt, und der liebenswürdige Greis blieb seine gemüthlichen Antworten nicht schuldig. Leider wurde um jene Zeit auch der Tod von Schiller's mütterlicher Freundin und Beschützerin, Geheimräthin von Wolzogen, Anlaß zu einem Briefe des Dichters an den jungen Freund Wilhelm von Wolzogen; er ist wieder ein schöner Beweis von Schiller's herrlichem Gemüthe.

Aber, wird man fragen, Schiller's Verhältniß zu Fräulein von Lengefeld, seiner künftigen Frau?

Wohl! So darf man in der That fragen, da es doch gerade dieses Verhältniß vorwiegend war, welches den Dichter zu seinem Sommeraufenthalte in Volkstädt und Rudolstadt veranlaßte. Wir sprechen zuletzt davon, weil wir unsern Bericht gerade mit dieser wichtigen Angelegenheit beschließen wollen.

Schiller's Neigung zu Charlotte von Lengefeld darf vor allem nicht von jener Art gedacht werden, die ein Herz nach kurzer Bekanntschaft in jähe Leidenschaft vorwärtstreibt.

Wie diese Neigung Bestand gewann und allmälig an wohlthuender Wärme zunahm, erfahren wir am besten aus dem Bericht der Schwester Charlottens, welche schreibt:

„Gibt es irgendeine Lebensepoche, in der wir alle unsere

Gemüths- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung im Einklang fühlen, so ist dies in der Blütezeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt, durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften, und vom Strahl der Wahrheit beleuchtet spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen."

Charlottens Bild wird mit schwesterlicher Liebe folgendermaßen entworfen:

„Meine Schwester konnte wol in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller sein. Sie hatte eine recht anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigern Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind."

Schiller vollendet uns das Bild der Lengefeld'schen Familie und seines Verhältnisses zu derselben mit folgenden Zeilen an Körner:

„Ich habe mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entwischt mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtische zubringen sollte. Wir sind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Tochter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe und einem ausschließenden Verhältnisse so glücklich ausgewichen bin: es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Es sollte mich wundern, wenn euch diese Leute nicht sehr interessiren. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was deine Weiber nicht haben; doch ist sie bei Beiden dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die Jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen."

Wenn Schiller hier und da, von seiner „philosophischen Hypochondrie" heimgesucht, seinem Leben und Lieben in Rudolstadt eine etwas trübere Farbe aufzwingt, so stört das im Ganzen die Annahme nicht, daß dieser Sommer mit zu den glücklichsten Perioden seines Lebens zählte.

Einen hübschen Einblick in das Herz des Dichters erhalten wir durch folgende, theils an beide, theils an eine der Schwestern von Lengefeld gerichteten Briefchen.

„Ich hoffe", schreibt er an Karoline, „daß Ihnen Allen

die gestrige Partie so gut bekommen sei wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für diesen Sommer die schönsten Hoffnungen gibt. Mehr solche Abende und in so lieber Gesellschaft — mehr verlange ich nicht. — Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethe's «Iphigenia», den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen. — Diesen Abend werde ich Sie wol schwerlich sehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menschen und unter solche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch diesem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts ist in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören — und diese Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensöhnen ruht."

An Dieselbe: „Haben Sie Dank für Ihr liebes Andenken an mich armen verlassenen Robinson. Schon war ich drei mal im Begriff, mich hinzusetzen und Sie fußfälligst um die Geschichte der schönen Melusine oder den Gehörnten Siegfried zu bitten, damit diese Centnerlast von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um so besser nun, daß ich durch die überschickten Packete Stoff, vorzüglich aber durch die Versicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalte."

An Charlotte: „Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie so schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußern Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie

schon aus dem lieben Evangelium wissen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen. — Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüberstehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden und mir das Bild Derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeeilt sind. Noch einmal, haben Sie recht schönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung zu wissen, daß Sie sich mit etwas beschäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde. — Jetzt, da es sich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht besser mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel gesagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte sagen können und sagen wollen. Wenn indessen nur der gelegte Grund fest und massiv ist, so wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies ist eine freudige Erinnerung für mich."

An Dieselbe (nach Kochberg, einem Landgute der Frau von Stein in der Nähe von Rudolstadt): „Ihre Billets haben mir einen recht schönen Morgen gemacht. Gestern schlief ich mit der schönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen sehen würde, und Sie haben sie mir erfüllt. Daß Sie gestern mit der Botenfrau nicht schrieben, hat uns etwas gewundert und fast hatt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, so gut wir konnten. — Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um

mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind. — Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, liebgewinnen und sich gleichsam zu eigen machen; es sind abgerissene Stücke meines Wesens und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wiederzuerkennen. — Leben Sie wohl, bestes Lottchen. Ich möchte gar gern noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist. — Gestern lasen wir in der «Odyssee», und eine Scene aus den «Phönizierinnen» des Euripides hätte uns bald Thränen gekostet."

An Dieselbe: „Sie sind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch schon nicht sehe. — Genießen Sie noch recht schöne Tage in Kochberg. Sie sind in sehr guten Händen. Ich habe die Stein sehr liebgewonnen, seitdem ich ihrem Geist mehr zugesehen habe. Ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter, sie hat Interesse für Das, was sie für wahr hält und was edel ist. Viele Menschen sterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich diese Mischung von Lebhaftigkeit und Ernst und habe Beidem schon sehr schöne Stunden zu verdanken."

An beide Schwestern: „Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er ist auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme interessant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte

es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, so ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen! — Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht würde Sie interessiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth. — Ich wollte wol auch, daß Sie mir diesen Tag mehr angehörten, als die Umstände es erlauben. Gegen 5 Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht gestört werden. Adieu!"

An Dieselben: „Sie mischen mir da Süßes und Bitteres so durcheinander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt. Bisjetzt habe ich vermieden, einen Tag zu bestimmen, ob es gleich bei mir entschieden war, daß es diese Woche sein müßte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe und mir selbst erleichtert es diese Trennung, wenn ich Sie auch anderswo weiß und auf der Reise mit dem Oncle. — Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist. Ihr Andenken ist mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth sein. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich!"

An Dieselben: „Für Ihr schönes Geschenk dank' ich Ihnen sehr. Sie haben aus meiner Seele gestohlen, was mich freut. Sie haben mir den rudolstädter Sommer in dieser Vase mit-

gegeben. — Hindern Sie die Zurüstungen zu Ihrer morgigen Reise nicht, so würde ich heute einen Spaziergang vorschlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang sein, und besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letzten mal gesehen. — Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank, für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierhergeführt hat."

An Dieselben: „Eben sehe ich Ihren Wagen herausfahren. Es ist mir, als reisten wir miteinander. Ich möchte Sie doch gern heute noch sehen, wär's auch nur von weitem und einen Augenblick. Die Anstalten zur Reise betäuben mich und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen. — Aber, beste Freundinnen, lassen Sie uns diese Trennung nicht schwerer denken und machen, als sie ist. Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer sein durch die Erinnerung. — Möchte ich Sie doch von meiner Freundschaft so lebhaft überführt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde. — Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner und lassen Sie mich Ihnen nahe sein im Geiste. Adieu! Adieu! Ewig Ihr Schiller."

Eberwein bemerkt zu letzterm Briefe, daß „die Freundinnen" an demselben Tage, an welchem Schiller Rudolstadt verließ, wahrscheinlich um dessen Abwesenheit nicht allzu schmerzlich zu empfinden, ebenfalls eine Reise antraten und zwar nach Erfurt, sodaß sie sich eine ganze Meile lang (bis Teuchel) auf demselben Wege befanden.

Wir haben also Schiller mit diesen Zeilen von Rudolstadt scheiden sehen. Er ging am 12. Nov. nach Weimar zurück.

Ein sehr bezeichnender Rückblick auf das Leben in Rudolstadt ist es, wenn Schiller alsbald nach seiner Ankunft in Weimar den Freundinnen schreibt:

„Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuern Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

„Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen, daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge glaube ich wol, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder liebwerden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten

habe. Seien Sie mir tausend mal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele...."

Dies war also der erste lange Aufenthalt Schiller's in Volkstädt und Rudolstadt.

Der nächste fiel auf die Monate September und October 1789; Schiller wohnte während dieser Zeit wieder in Volkstädt. Die folgenden Besuche, welche er in Rudolstadt verheirathet zubrachte, trafen auf die Monate April 1790, October 1790, April bis Juli 1791, September (vom 3. bis 13.) 1799.

Allein da diese Besuche in Schiller's jenaer Periode fallen, so finden sie besser dort ihre nähere Erwähnung.

7.

Schiller's Gartenhaus in Jena.

„Die erste Bedingung eines glücklichen Vorgangs meiner Arbeit («Wallenstein») ist eine leichtere Luft und Bewegung", schrieb Schiller am 11. Jan. 1797, — „ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühlings den Ort zu verändern und mir womöglich in Weimar ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das ist mir jetzt ein dringendes Bedürfniß."

Aber schon einige Wochen später berichtet er:

„Ich stehe jetzt in Handel wegen eines Gartens und Gartenhauses (in Jena), werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir kosten wird, noch etwa 600 Thaler zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter geben. Der Garten ist nicht klein und die Lage vortrefflich."

Der Handel wurde abgeschlossen und am 7. Mai 1797 geschah der Einzug.

„Eine schöne Landschaft umgibt mich", schrieb Schiller hocherfreut über die neue Wohnung, „die Sonne geht

freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und der erste Abend auf eigenem Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung."

Jawol war dieser erste schöne Abend von herrlicher Vorbedeutung, wenn auch nicht so ganz für Schiller's persönliches Wohl, so doch für die geistige Bereicherung der Mit= und Nachwelt, die von dieser geweihten Stelle aus einige der unvergänglichsten Werke des großen Meisters erhielt.

Schiller's Gartenhaus liegt an der südwestlichen Seite von Jena. Man erreicht es durch das sogenannte Mönchsgäßchen, einen schmalen Fußpfad, der zwischen Gartenzäunen und baufälligen Gebäuden eine lange Strecke dahinführt; Gras und Hecken wuchern ungehindert rechts und links an diesem Wege.

Endlich steht man vor dem Hause. Es hat nur eine schmale Grundlage und erhebt sich zwei Stockwerke hoch in ziemlich unsymmetrischen Verhältnissen.

Keine Inschrift deutet an, daß in diesem Hause Schiller einst gelebt und gewirkt hat; auch die gegenwärtige Bestimmung des Hauses (es wird zur Sternwarte benutzt) ist nirgends angedeutet.

Doch ist die Thür des Hauses gastlich offen; man tritt ein und erhält auf etwaige Fragen freundliche Antwort.

Da im Hause selbst keine Reliquien aus Schiller's Zeiten mehr vorhanden sind, so führt den Fremden sein nächstes Ziel nach dem Garten. Dahin gelangt man aus der Vorhalle des Hauses links durch einen winzigen Hofraum. Die Anlagen des Gartens sind, wie ich hörte, noch ziemlich so erhalten, wie sie zu Schiller's Zeiten gepflegt wurden, und zeigen im Ganzen einen recht bescheiden bürgerlichen Charakter. Gleich beim Eintritt in den Garten fällt Einem der neue schmale Anbau auf, der mit der einen Seite an das alte Wohnhaus stößt und mit der andern in den Gartenraum vortritt. Der

Anbau ist von geringer Höhe und auf der Mitte seines Daches sitzt ein thurmkuppelartiger Aufsatz. Hier befindet sich die sieben Jahre nach Schiller's Tode von Karl August gegründete Sternwarte. Treffend bemerkt hierüber Adolf Stahr in seinem Werke „Weimar und Jena“:

„An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologen brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni auszustatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne und ihre ewigen Gesetze.“

Der Garten des Schillerhauses ist ein regelmäßiges und für den Zweck einer angenehmen Bewegung im Freien recht geräumiges Viereck. Er ist von schmalen Sandwegen durchschnitten und außer einigen jungen Bäumen nur mit Blumen und Gemüse bepflanzt. An den beiden Grenzzäunen rechts und links ist das Gebüsch leider so hoch gewachsen, daß die schöne Aussicht auf Jena und Umgegend verloren geht; noch weniger Fernsicht gewährt die dem Hause gegenüberliegende Rückseite des Gartens, wo starke ältere Bäume ihre üppigen Wipfel und Aeste in den Lüften wiegen. Diese letztere Seite des Gartens ist indessen die historisch wichtigste. Denn in den beiden Ecken dieser Seite erhoben sich einst jene Gartenbauten, von denen Schiller mit Behagen meldet:

„Es beschäftigt mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weise, in meinem Gartenhause und Garten Anstalten zur Verbesserung meines dortigen Aufenthalts zu treffen. Eine von diesen ist besonders wohlthätig, ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer der Gartenhütten mauern lasse. Auf der andern Seite ist schon im vergangenen Jahre an die Stelle der Hütte eine ganz massiv gebaute Küche getreten.“

Jene Hütte, in welcher Schiller während des Sommers

gewöhnlich zu weilen und zu arbeiten pflegte und welche ihm den Genuß einer angenehmen Aussicht auf Stadt und Umgegend verschaffte, stand einst in der südwestlichen Ecke des Gartens. Dieselbe ist jetzt abgetragen und ein großer Stein bezeichnet die Stelle, wo sie gestanden hatte; der Stein enthält folgende Inschrift:

Hier
schrieb
Schiller
den
Wallenstein.

Mehre Bäume, darunter eine Tanne, eine Linde und eine Akazie, überschatten die ehrwürdige Stelle. Knapp hinter derselben fällt der Erdboden schroff und tief in das Bett des Leutrabaches ab, der gewöhnlich nur geringe, aber zeitweise auch sehr hochgehende und stürmische Wogen vorüberführt.

Als eine interessante Reliquie aus Schiller's Tagen muß noch der verwitterte Steintisch einer Laube erwähnt werden, an welchem Goethe und sein erhabener Dichterfreund häufig zu sitzen und „manches große und gute Wort" miteinander zu reden pflegten.

In Bezug auf den persönlichen Verkehr dieser Beiden ist überhaupt Schiller's Gartenhaus sehr denkwürdig. „Goethe ist in Jena. Wir sitzen von Abends 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr und schwatzen."

Diese Worte aus einem Briefe Schiller's sind gerade auf das freundliche Leben im Gartenhause häufig anzuwenden.

Einige hübsche Worte hat auch Schiller's vortreffliche Schwägerin, Karoline von Wolzogen, diesem ländlichen Aufenthalte gewidmet; wir lassen sie hier folgen.

„Im Frühling 1797", schreibt sie, „zog Schiller in seinen vor den Thoren Jenas, in der anmuthigsten Gegend ge-

legenen Garten. Ein Eigenthum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den «Wallenstein» vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. «Ich liebe sehr», sagte er, «daß die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören.» In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Baiern (spätern König Ludwig). Der hohe edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnte, was er für Wissenschaft und Kunst werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen treuen Andenkens entlockte...."

Schiller's Aufenthalt in Jena ist von langer Dauer gewesen. Von seiner Ankunft als Professor daselbst (11. Mai 1789) bis zu seiner Uebersiedelung nach Weimar (3. Dec. 1799) sind mehr als zehn volle Jahre vergangen. Diese Periode in Schiller's Leben ist in Bezug auf seine Entwickelung jedenfalls die bedeutsamste; denn was in Weimar später Unvergängliches geschaffen wurde, das verdankt seine classische Vollendung vielfach dem unmittelbar vorhergegangenen großen Abklärungsprocesse in Jena. Es hieße daher jene denkwürdige Periode nicht in ihrem wahren Werthe erkennen oder schätzen, wenn wir uns hier begnügen wollten, blos Das in Kürze zu er-

wähnen, was uns in Bezug auf Schiller's Gartenhaus und die Zeit seines Aufenthalts daselbst interessirte; wir müssen nothwendig in einem kurzen Umrisse das Gesammtbild des Schiller'schen Lebens und Strebens in Jena aufstellen und denken manchem Leser, der vielleicht an Ort und Stelle diese Zeilen zu lesen Gelegenheit hat, einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Am 11. Mai 1789 hielt Schiller seinen Umzug von Weimar nach Jena, um als Professor der Geschichte seine Wirksamkeit auf dem Katheder zu beginnen. Es ist bezeichnend für die mancherlei Entbehrungen seines frühern Lebens, daß er seiner bescheidenen Wohnung in einem Briefe sofort eine lange Lobrede hält.

„Vorgestern, als den Montag", schreibt er, „bin ich in Jena eingezogen. Mein Logis habe ich über Erwartung gut gefunden. Es sind drei Pièçen, die ineinanderlaufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern. Möbel habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spiegel, drei Commoden und $1^1/_2$ Dutzend Sessel mit rothem Plüsch. Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Karolin kostet; dies ist, wonach ich lange getrachtet habe weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Möbel ist. Zwei alte Jungfern haben mir das Logis vermiethet, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch bei ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagsessen. Ueber 450 Thaler werde ich schwerlich brauchen."

Erwähnenswerth ist, daß es bisjetzt noch nicht gelingen wollte, das Haus, wo sich diese Wohnung fand, zu ermitteln.

Gleich nach dieser frohen Mittheilung über die Wohnung kommen die leise aufsteigenden Bedenken über seine bevorstehende Aufgabe: zum ersten male öffentlich zu sprechen.

„Ich bin nicht ohne Verlegenheit öffentlich zu reden", sagt er. „Wenn übrigens meine erste Vorlesung zweckmäßig,

gut und interessant geräth, so gibt mir dies allein einen gewissen Muth, sie desto unerschrockener abzulegen."

Am 26. Mai, nach den nöthigen Besuchen und Einrichtungen, wurde denn wirklich die erste Vorlesung gehalten und Schiller's eigener Bericht hierüber ist zu prächtig, als daß er nicht eine Stelle finden sollte.

„Vorgestern", schreibt er an Körner, „als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Meine Stunden sind von Abends 6—7. Halb sechs Uhr war das Auditorium voll, das vielleicht hundert Personen fassen kann. Ich sah Trupp über Trupp herankommen. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, hatte ich doch an der wachsenden Zahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs allmälig so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Ich ließ vorschlagen, ein größeres Auditorium zu nehmen. Alles stürzte hinaus und in hellem Zuge die Straße hinunter, die ganz von Studenten besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um einen guten Platz zu bekommen, kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte es sei Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Ich folgte in einer kleinen Weile nach und es war mir, als wenn ich in der Stadt Spießruthen liefe. Das Auditorium kann 3—400 Menschen fassen. Voll war es so sehr, daß ein Vorsaal und die Flur bis an die Hausthür besetzt war. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, das hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn. Mit den zehn ersten Worten war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Meine Vorlesung machte Eindruck; den

ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden; ich bekam eine Nachtmusik. Den andern Tag war das Auditorium ebenso besetzt und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch hatte ich beide male meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich dem Vorlesunghalten noch keinen rechten Geschmack abgewinnen. Bei der zweiten waren 480 Zuhörer und gegen 50 hatten keinen Platz gefunden."

Wir lassen hier aus Schiller's Briefen noch einige Auszüge folgen, welche ebenso für die akademische Laufbahn und die Lebensverhältnisse wie für den Wechsel in den Stimmungen des Dichters bezeichnend sind:

„Gestern habe ich die dritte Vorlesung vor fast 500 Zuhörern gehalten. Bisjetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet. Meine Vorlesungen kosten mich noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowol weil ich selbst erst lernen muß, als auch weil mir die Sache unter der Hand wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag." (11. Juni 1789.)

„Der Anfang der Vorlesungen überraschte mich deshalb fast unvorbereitet, weil ich in den ersten Wochen meines Hierseins die Zeit sündlich verschwenden mußte. Einige unter den Professoren interessiren mich. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig. Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben als sonst irgendwo, wo ich mich häuslich niederließ. Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hause bin, und hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden und meine Contenance hat mich keinen Augenblick verlassen. Auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsaal ausgefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen. Ich lese zwei Tage hintereinander und dann

die Woche nicht mehr, wodurch ich fünf freie Tage gewinne." (30. Mai 1789.)

„Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Hier haben uns Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen Alles was Freiheit und Freude athmet." (24. Juni 1789.)

„Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben, also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht. Mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. — Mein Privatum ist äußerst miserabel ausgefallen, woran ich zum Theil selbst schuld bin. Es wurde zu spät angeschlagen." (10. Nov. 1789.)

„Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt meinen Plan zu einem Etablissement verfolgen, wenn meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert, im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Wenn der Coadjutor*) für mich handeln will, lege ich bei dem nächsten Anlaß meine jenaische Professur nieder. Auch im Preußischen will ich etwas anknüpfen und nicht leid wäre mir's, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich in Wien wäre. Auch Manheim wäre mir lieb, ein lieb-

*) Freiherr von Dalberg, Fürst-Primas des Rheinbundes, souveräner Fürst von Regensburg, Frankfurt a. M. und Wetzlar.

licher Himmel und eine freundliche Erde; freilich beging ich da manche Thorheiten, und mit Beschämung würde ich meine Liebe da herumwandeln sehen, wo ich, ein armer Thor, mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin. Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem bernburger Studenten, was mir natürlich lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirirte sich gleich wieder." (10. Nov. 1789.)

„Mit dem akademischen Senat kann ich Händel bekommen und werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Professor Heinrich beklagt, daß ich ihm zunahe getreten sei, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sei. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es erst jetzt erfahren) nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil der Philosophie ist und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig sein muß. Es ist so weit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat, und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen." (10. Nov. 1789.)

„Aller Eifer hat mich verlassen und es reut mich, soviel Haare ich auf dem Kopfe habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben." (23. Nov. 1789.)

„Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben und spreche jetzt frei und aus dem Stegreife. Dadurch werden täglich einige Stunden gewonnen und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß besser ein, wenn ich mich auf dasselbe mehr verlassen muß. Sechzig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen." (1. Febr. 1790.)

Doch wir sind mit diesen Nachrichten aus Schiller's Briefen vielen andern und bedeutsamen Erlebnissen des Dichters vorausgeeilt und wollen sie in Kürze hier nachholen.

Bei der allgemein lautenden Klage Schiller's über die geselligen Verhältnisse in Jena müssen wir bemerken, daß es doch mindestens drei Häuser gab, welche ihm viele Annehmlichkeiten boten: das Haus von Griesbach (wo er auch längere Zeit wohnte), Schütz und Reinhold. Die Klagen über gesellige Verhältnisse in Jena betont übrigens Schiller nicht immer so heftig, sie weichen später auch manchmal einer großen Zufriedenheit mit den Dingen, wie sie eben waren.

Schiller las anfangs über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen; die freie Zeit widmete er dem Studium historischer und philosophischer Schriften. In dieser Zeit entstanden die folgenden historischen Aufsätze: „Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde"; „Die Sendung Moses'"; „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon".

Von auswärtigen Verbindungen unterhielt der Dichter außer jener mit dem Freunde Körner noch jene mit den „rudolstädter Freundinnen"; mit diesen führte er einen lebhaften Briefwechsel.*) Da sie im Juli mit ihrer Freundin Karoline von Dacheröden (nachmaligen Gattin W. von Humboldt's)

*) Ein Theil der oben im Auszug mitgetheilten Briefe ist an sie gerichtet.

ins Bad Lauchstädt reisten, so kam auch Schiller Ende Juli dahin. Hier war es, wo er sich gegen Charlotte von Lengefeld erklärte und von ihr, obwol das Verhältniß vor der Mutter noch geheimgehalten werden sollte, die Zusage ihrer Hand erhielt. Sie verlebten glückliche Tage in Lauchstädt. Von hier aus machten sie auch einen Ausflug nach Leipzig, wo sie mit Körner zusammentrafen.

In Leipzig hörte Schiller die erste Kunde vom Ausbruch der Französischen Revolution und nahm sie ahnungsvoll auf. Körner begleitete seinen Freund nach Jena und kehrte dann über Weimar nach Dresden zurück.

Von nun an schwebt Charlottens Liebe „wie eine Glorie“ um des Dichters Haupt und drängt ihn „Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist“.

Während der Herbstferien, im September und October, hielt sich der Dichter in Volkstädt auf, wo er mit Arbeiten für seine Memoiren und seine Wintervorlesungen beschäftigt war. Sie sind in Schiller's Schriften unter dem Titel: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ und „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs“ enthalten. Auch poetische Entwürfe, welche seit langer Zeit hatten ruhen müssen, regten sich wieder bei der Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben.

Nach seiner Rückkehr nach Jena, Ende October, liest er wöchentlich fünf Stunden privatim Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II.; öffentlich aber liest er nur Eine Stunde die Woche und zwar Geschichte der Römer; Livius ist sein besonderes Studium und literarisch beschäftigen ihn die Memoiren.

Im December nahm Schiller öfter Anlaß, nach Weimar zu kommen, wo sich Charlotte von Lengefeld bei der Frau

9*

von Stein aufhielt; bei dieser Gelegenheit lernte er Wilhelm von Humboldt und Salis persönlich kennen.

In diesen Monat fällt endlich auch Schiller's förmliche Bewerbung um Charlottens Hand bei der Mutter, die auf die Fürsprache der Frau von Stein zusagt. Schiller hatte den Muth zu dieser Bewerbung aus der mündlichen Zusage des Herzogs erhalten, daß er ihm einen festen Jahrgehalt von 200 Thalern geben wolle. Von poetischen Arbeiten sind hier nur die „Scenen aus den «Phönizierinnen» des Euripides" zu erwähnen, welche Schiller für die „Thalia" bearbeitete.

Das Jahr 1789 war unter so mannichfaltigen Vorfällen und Arbeiten zu Ende; — Goethe hielt sich bisjetzt noch immer in abgemessener Ferne.

Das neue Jahr 1790 überraschte den Dichter mit einem Titel. Er erhielt von dem meininger Hofe das Diplom eines Hofraths.

Schon am 17. Febr. dieses Jahres reiste Schiller nach Erfurt, um seine Braut und Schwägerin abzuholen. Er traf dort mit Dalberg wieder zusammen, der einen innigen Antheil an der Heirath des Dichters zeigte und seine Verheißung erneuerte, ihm künftig „eine Existenz zu verschaffen, wie sie für ihn gehöre". Am 21. Febr. geschah die Rückkehr nach Jena und am 22. darauf wurde die Trauung in Wenigenjena vollzogen. Doch wir wollen Schiller's eigene Bekenntnisse über jene glücklichen Tage seiner Liebe und endlichen Verheirathung hören; sie gehören zu den rührendsten Beweisen seines schönen warmen Herzens.*)

*) Da es sich hier nur um kurze und bezeichnende Stellen handeln kann, so genüge die Bemerkung, daß die meisten aus Schiller's Briefen an Charlotte von Lengefeld und ihre Schwester, einige aus den Briefen an Körner genommen sind.

„In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich so viel sagen wollen als damals und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder. So oft ist mir dieses schon begegnet und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig ineinanderleben — wieder einen so weiten Weg zueinander haben. So nah und doch so fern! — Wie viel Muth brauch' ich, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen." (24. Juli 1789.)

„Ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erste mal, daß ich so lang zurückgehaltene Empfindungen ausgießen konnte. Ich fühle in diesem Augenblicke, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnte. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für Alles, was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wiedergefunden und lege Werth auf mein Wesen, weil ich es der Geliebten widmen will. Ihr sollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Wesens ihr blühen. In ihr will ich leben und meines Daseins mich freuen. Ihre Seele ist mein und die meinige ihr. Noch freilich mistraue

ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; möge meine Freude auch bald von dieser Furcht ganz rein sein." (3. Aug. 1789.)

„Wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich vor einem Monate um die bloße Hoffnung Dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist, um einen Blick in ihre Seele! Und jetzt, da ich Alles darinnen lese, was mein Herz lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blütezeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühlinge soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich Das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes. Was wir einander nie gestanden, waren wir längst einander, aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn zustatten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Die Resignation, die Genügsamkeit, die eine Stärke weiblicher Seelen ist, kann ich mir nicht geben. Ungeduldig strebt die meinige Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist." (25. Aug. 1789.)

„O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich für uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir geblieben ist als die Kraft zu etwas Besserm. Behalte die Geliebte dieses Vertrauen zu meinem Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und Alles verhüllen. Ich kann nicht leicht und frei vor ihr existiren, wenn die Sorge

nicht ganz aus mir gebannt ist, verkannt oder misverstanden zu werden. An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein und meine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute, ich fühle ihn in diesem Augenblicke, denn ohne ihn würde selbst dieses Mistrauen mich nicht martern... In mir ist nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und ein begeisterter Wille, es zu üben... Die schöne Seele der Geliebten will ich auffassen, ihre schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Miston in der meinigen darf sie weder betrüben noch befremden. Diese fremden Gestalten meines Gemüthes sind dann von außen hereingekommen; die Spuren der Gestalten, die von frühen Jahren an bisjetzt mich umgaben, konnte mein besseres Wesen nicht ganz von sich scheiden. Bei allen meinen Mängeln wird die Geliebte immer finden, was sie einmal in mir liebte. Meine Liebe wird sie in mir lieben." (25. Aug. 1789.)

„Ich dachte mir eben, wie schön es wäre, wenn ich nur von einem Zimmer in das andere zu gehen brauche, um bei ihr zu sein. Ach, wenn jedes aufglimmende Gefühl meiner Seele sogleich in ihr Herz überströmen kann!" (29. Aug. 1789.)

„Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, schlägt mich nieder. Meine Liebe muß hinter sich wie vor sich Ewigkeit sehen. Jetzt sehe und kenne ich keine andere Trennung mehr als diejenige, die uns von Allem, also auch von jeder Erinnerung scheidet. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haar befestigt und reißt dieses, so habe ich auch nichts mehr zu verlieren. Die Mo-

hammedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mekka; ich werde mir einen Katheder verschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann; denn dort ist meine Religion und mein Prophet." (1. Sept. 1789.)

„Wie eine Glorie schwebt die Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet. Nur durch Das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht. Wie oft ging mir die Sonne unter und wie oft hat meine Phantasie ihr Phantasie und Seele geliehen; aber nie, nie als jetzt habe ich meine Liebe in ihr gelesen. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde. Meine Seele ist gar oft mit Scenen der Zukunft beschäftigt: unser Leben hat angefangen, der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und süße Hoffnung durch die Erfüllung, und getragen durch dieses himmlische Paar, verfliegt unser goldenes Leben." (12. Sept. 1789.)

„Es ist mir eigentlich so wohl, daß ich mich mit keinem hiesigen Menschen vermische. Der Gedanke an sie ist meine Gesellschaft, immer gleich neu und immer gleich wohlthätig für mich. An diesem kurzen Bande geht mein Leben und ich kann ihm nicht weit entfliehen, so zieht es mich an den ein=

zigen schönen Punkt meines Lebens, ach meines ganzen Daseins, zurück.“ (26. Oct. 1789.)

„Heute mein Geburtstag. — Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach, wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte; jener Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag als der 10. Nov. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?“ (10. Nov. 1789.)

„Sehnsucht ist kein Leben. Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn obgleich in mir, bleibt es doch noch immer weit von mir, solange ich es nicht in ihren Augen lese, an ihrem Herzen empfinde. Für eine genügsame stille Seele ist dieses Verhältniß eine Quelle des Glücks, für ein Herz, das mit seinen Wünschen nicht über die Gegenwart hinausstrebt. Die süße Ueberzeugung, daß sie mein ist, sollte mir das Leben erheitern. Aber es ist nicht so. Ich kann eine Glückseligkeit, die ich so lebendig wie diese erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unsere Einbildung zeitigt ihre Früchte so schnell und die Zeit bringt sie langsam zur Reife.“ (14. Nov. 1789.)

„Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das die Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte; aber mit jedem Tage wird es reicher und unerschöpflicher — ach die Liebe ist das Einzige in der Natur, wo auch selbst die Einbildungskraft keinen Grund findet und keine Grenzen sieht.. Die Seele der Geliebten muß sich

in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf muß sie sein; ihre Blüte muß in den Frühling meines Lebens fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hätte sie mir die schöne Freude weggenommen, sie für mich aufblühen zu sehen... In Jena könnte ich es noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich von dem Herzoge erhalte, wenn es äußerst glücklich geht, und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch nicht Alles mein, was ich einnehme, leider!" (15. Nov. 1789.)

„Ich kann den Menschen und Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal." (15. Nov. 1789.)

„Es geht mir wie mit Haller's Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von der traurigen Zeitsumme ab und sie bleibt immer ganz vor mir liegen, aber diese Tage und Wochen gehen desto gewisser von dem Frühlinge unsers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahinstirbt. Nie legte ich soviel Gewicht auf mein Leben, als seitdem ich weiß, warum ich es habe und womit ich es ausfüllen soll... Ich bin jetzt entschlossen, noch einige Jahre in Jena auszuhalten, aber nur wenn Lotte mit mir lebt. Wenn ich die Klugheit fragen wollte, so sollte ich freilich abwarten, bis die Umstände sich zu meinem Vortheile verändert hätten, oder bis ich, wie man sagt, in Ordnung wäre. Aber über dieser Klugheit könnte ich zugrunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nöthig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfes in

Genüssen des Gemüths erhole. Meine Aussichten selbst, soweit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert. — Auf Ostern verlange ich von dem Herzoge eine Erleichterung — Besoldung werde ich es wol nicht nennen können. Ich zweifle sehr, ob es nur 200 Thaler sein werden; 150 sind Alles, worauf ich rechne; ebenso viel kann ich für Vorlesungen im ersten Jahre rechnen, weil ich nur Ein Collegium lese. Dazu schlage ich für meine schriftstellerischen Arbeiten 400 Thaler, worauf ich nach dem geringsten Anschlage gewiß zählen kann. Dies wären 700 Thaler in Allem und damit können wir im ersten Jahre leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich positiv nicht in Jena bleibe. In zwei Jahren ist entweder in Mainz oder Berlin etwas für mich entschieden. Auf einen Platz bei der Akademie in Berlin rechne ich noch sehr, nur müssen erst einige zweckmäßige Schritte dazu geschehen. Aber Alles wird mir schwerer, solange das Leben nicht außer mir erheitert, solange sich meine Seele in unbefriedigter Sehnsucht verzehrt. Für meine theure Lotte ist es freilich ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben. Ich weiß, daß wir uns zu unserer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber so wenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang hier eine traurige Leerheit bei ihr zurücklassen wird. Sie wird mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen." (20. Nov. 1789.)

„Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und sie von ihm erflehen! Wäre das jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon in lebhaften Gedanken an die Geliebte fühle ich meine Seele rei-

cher, göttlicher und reiner; ich fühle wie alles Streitende immer in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem schönern, höhern Wohlklang dahinfließen. Was wird es sein, wenn ich erst Leben und Liebe von ihren Lippen athmen kann!" (30. Nov. 1789.) — „Ihre Liebe ist das Licht meines Lebens. Noch nie fand sich in meiner Seele soviel Freude und Leiden beisammen. Die Liebe und Hoffnung geben mir ein erhöhteres, schöneres Dasein, aber die Gegenwart umringt mich mit traurigen Bildern; die Furcht zeigt mir Hindernisse; Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Mit schnellem Wechsel stürze ich von einem Zustande in den andern hinüber — wann werde ich endlich in ganz ungemischten Zügen das Glück unserer Liebe in mich trinken?" (15. Dec. 1789.) — „Ich werde sie nie erschöpfen; wie in einem himmlischen Aether wird mein ganzes Wesen sich in ihr verjüngen. Der wichtige Wurf ist also geworfen und die chère mère weiß nun Alles." (17. Dec. 1789.)

„Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit der Mutter auf einem gewissen Punkte angelangt sind, wo ich die Sache dem Herzoge als etwas, das zwischen mir und der Mutter ausgemacht ist, vorbringen kann; dann verliere ich keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Der Herzog ist billig, er wird einsehen, daß mir bei meiner Verbindung mit Lottchen durch den Hofrathscharakter eine Gefälligkeit geschieht und daß es eigentlich nöthig ist. Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut er schon etwas Uebriges." (20. Dec. 1789.)

„Von Jena weg zieht mich mein Heirathsplan. Ich mag und will die Lengefeld nicht in die fatalen jenaischen Verhältnisse bringen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann. Die Mutter wird sich ungern von ihr trennen, weil sie darauf rechnen konnte, sie

in Rudolstadt zu verheirathen. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter die der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne und nur die Gesellschaft ihrer Schwester macht ihr das Verhältniß bisjetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm. Der Mutter haben wir die Sache noch nicht vorgelegt, weil es erst geschehen soll, wenn sie von allen Seiten durchdacht und fertig ist. Einen Charakter muß ich mir geben lassen, sei es von welchem Hofe es wolle. Vielleicht ziehe ich einige Jahre nach Rudolstadt." (12. Dec. 1789.)

„Vorgestern erhielt ich die Einwilligung der Mütter und Hofrath bin ich geworden; wegen meiner Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhmes beehrt mich der meininger Hof mit dem Diplom, sodaß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe und Das, was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dies konnte mir nicht ganz gleichgültig sein, wenn auch meine Frau und ihre Verwandten sich nicht darum bekümmern." (27. Dec. 1789.) — „Ich weiß wohl, daß unter Zehn, die heirathen, vielleicht Neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich." (13. Jan. 1790.)

„Ich habe mich bei dem Superintendenten wegen Aufgebots und Trauung erkundigt. Ich muß Dispensation haben, um in den Fasten getraut zu werden; gehen wird es wol; allein je länger in die Fasten, desto mehr Geld soll es kosten, um Dispensation zu erhalten." (5. Febr. 1790.)

„Auf die neuen cher-père- und chers-frères-Gestalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen und beschreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch... Schon lange fehlte es mir an einem Gefühle

des gegenwärtigen Genius, sodaß es schien, als wenn er mit mir schmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter sind aufeinander nicht neidisch, vielmehr ist es ihr Interesse, freundlich zusammenzuhalten. Ich kann gar nicht beschreiben, wie mich die Aussicht freut, mich in der Mitte von Lieben mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich im Leben hatte, und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen... Liebe allein, ohne das innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird, und dies kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerke beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht sich selbst hochzuschätzen..." (14. Febr. 1790.)

„Ich bin sechstägiger Ehemann. Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. In einer Dorfkirche bei Jena (in Wenigenjena), bei verschlossenen Thüren, von einem Kantischen Theologen, ward die Trauung verrichtet — ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst. Es lebt sich doch

ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück." (1. März und 16. Mai 1790.)

„Unsere ökonomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern. — Eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, sodaß die Unkosten sehr gering waren. Meine Frau ist ganz eingerichtet zu mir gekommen und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben." (10. Mai 1790.)

„Lolo (Charlotte) ist mir gar lieb und ich freue mich, so oft ich sie sehe, ihres lieben Daseins um mich. Gestern hat sie zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Thee gemacht. Vor den Studenten hat sie sich sehr gefürchtet; jetzt aber hat sie Herz." (15. Mai 1790.) — „Meine Lotte wird mir täglich theurer; ich kann sagen, daß ich jetzt erst mein Leben liebhabe, seitdem das häusliche Glück es mir verschönert. Auch wüßte ich nicht, wie ich ohne diesen Genuß meines Herzens die Last der Geschäfte ertrüge, die mich oft fast zu Boden drückt." (29. Juni 1790.)

Aber nicht blos die Last der Geschäfte will der Dichter überwinden, sein Ziel steht höher noch:

„**Ich bin mir selbst schuldig, Alles aus mir zu machen,** was aus mir werden kann, und dazu gehört auch meine äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meiner jetzigen Lage darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreise, und diesen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen." (7. Juli 1790.)

Die Lust, poetisch thätig zu sein, erwacht indessen mitten unter „unleidlichen" Arbeiten für Collegia, Mémoires und die „Thalia". Er beginnt neben der „Universalhistorischen Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I." die „verteufelt schwere" Uebertragung einiger Stellen aus der „Aeneis". Nachdem er angenehme Frühlingsferien bei der Schwiegermutter in Rudolstadt zugebracht, ist er Mitte Mai des Jahres 1790 „im Geschirr" des Verlegers Göschen, dem er die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" versprochen hatte. Seine akademische Thätigkeit besteht in einem Privatum über Universalgeschichte und einem Publicum über die Theorie der Tragödie. Seine alte Lust zum Philosophiren erwacht wieder und Aristoteles wird sein eifriges Studium. Indem Schiller außerdem Quellenforschung zu seinem „Dreißigjährigen Kriege" betreibt, beschäftigt ihn zum ersten male die Idee, Wallenstein's Abfall und Tod dramatisch zu behandeln. Unter den neuen Bekanntschaften, welche um diese Zeit gemacht wurden, werden Baggesen und der nachmalige sächsische General von Funck erwähnt. Am 31. Oct. 1790 traf Schiller wieder mit Goethe einmal zusammen, der von Körner Grüße brachte; dieses Zusammentreffen war indessen nur kurz und ihr Gespräch hauptsächlich ein philosophisches. Im November und December desselben Jahres entstand der Plan zu

einem deutschen Plutarch und die vielbesprochene Recension „Ueber Bürger's Gedichte".

Fortdauerndes häusliches Glück, gute Nachrichten über das Befinden seiner lange Zeit kränkelnden Mutter und ein Ausflug nach Rudolstadt, wo er „mit Essen, Trinken und Schach- oder Blindekuhspiel" viele angenehme Tage hinbringt, beleben die Freude seines Herzens und seine Arbeitslust mächtig. Um so betrübender sollte das kommende Jahr 1791 beginnen.

Schiller hatte eine zwölftägige Reise nach Erfurt angetreten, als er dort bei einem Abendessen von einem heftigen Fieberanfalle heimgesucht wurde. Zwar wurde er nach einigen Tagen wieder scheinbar hergestellt, allein kaum in Jena angekommen, überfiel ihn eine lebensgefährliche Brustkrankheit. Die Theilnahme war allgemein und der Wettstreit, bei ihm zu wachen, war rührend; unter den Thätigsten bei solchem Liebesdienste werden ein Adlerskron aus Livland und Hardenberg-Novalis genannt. Auch jetzt wurde zwar die augenblickliche Gefahr beseitigt; allein Schmerz und Krämpfe in der Brust kehrten mit mehr oder weniger Heftigkeit wieder. Schiller's körperliches Leben darf fortan mit Recht nur noch eine ununterbrochene Krankheitsgeschichte genannt werden.

Mit Bewunderung für die Stärke und den Schwung seines Geistes muß es daher erfüllen, wenn man vernimmt, daß der Dichter mit heiterm Muthe und ungebrochener Geisteskraft seine rastlose Thätigkeit in jeder leidensfreien Stunde fortsetzte.

Das Studium Kant's wurde jetzt ernsthaft betrieben. Als im Mai die Anfälle des Brustkrampfes heftiger wiederkehrten und sein Schlaf höchst unregelmäßig sich einstellte, las Schiller namentlich viele Reisebeschreibungen und von poetischen Werken Tasso's „Befreites Jerusalem" in Heinse's Uebersetzung.

Ende Juli reiste Schiller mit Frau und Schwägerin nach Karlsbad. Er traf hier Göschen und machte die Bekanntschaft mit einigen österreichischen Kriegern, die ihn seines „Wallenstein" wegen interessirten. Auch besuchte er von Karlsbad aus die Stadt Eger, wo er das Rathhaus, Wallenstein's Bild und jenes Haus in Augenschein nahm, wo dieser Feldherr ermordet worden war.

Den Monat September brachte Schiller wieder in Erfurt zu, wo er trotz des geringen körperlichen Wohlbefindens doch heitere Abende bei Dalberg verlebte. Er verhehlte diesem nicht, wie sehr ihn die Sorgen wegen der Ungewißheit seines künftigen Aufenthalts und Schicksals von Zeit zu Zeit beschäftigten.

Wie überall ist Schiller auch hier nicht müßig und dictirt des Tages vier bis fünf Stunden für Göschen's historischen Kalender, namentlich von seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges".

Nach Jena zurückgekehrt fühlt er den wohlthätigen Einfluß seiner vortrefflichen Gattin: „ihr liebes Leben und Weben um ihn herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt ihm Ruhe und Harmonie" trotz seines „hypochondrischen Uebels". Zudem hat er eine gesellige Erholungsgesellschaft ins Leben gerufen, die sich wöchentlich mehrmals bei ihm versammelt und die er „Butterbrotgesellschaft" benennt.

An poetischen Arbeiten lieferte er in jenen Tagen 103 Stanzen von der „Zerstörung von Troja" und die Uebersetzung des vierten Buches der „Aeneide" („Dido"); ferner nahm er sich ernstlich vor, den „Agamemnon" des Aeschylus zu übersetzen, und entwarf den Plan, Gustav Adolf's deutschen Krieg von der leipziger bis zur lützener Schlacht episch zu bearbeiten...

Schiller's bedeutende Erkrankung hatte inzwischen zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben: er sei gestorben.

Infolge dessen veranstalteten einige warme Verehrer Schiller's zu Hellebeck nördlich von Kopenhagen eine Todesfeier des Dichters. Die Anreger dieser Feier waren Jens Baggesen, der Minister Graf Ernst von Schimmelmann und deren Frauen. Das bald darauf widerlegte Gerücht von Schiller's Tode führte aber eine höchst überraschende Wendung für das Wohl des Dichters herbei.

Denn am 13. Dec. erhielt er Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen Christian Friedrich von Augustenburg und vom Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, die ihm in reinster Verehrung auf drei Jahre jährlich 1000 Thaler zum Geschenke anbieten, — „um der Menschheit einen ihrer Lehrer erhalten zu sehen".

Schiller's Freude war erschütternd.

„Ich bin auf einmal alle Sorgen los!" ruft er seinem Freunde Körner zu. „Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre 1000 Thaler zum Geschenk anbieten mit völliger Freiheit, zu bleiben wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen! Die Delicatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich habe Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." (13. Dec. 1791.)

An den Dichter Baggesen in Kopenhagen:

„Ja, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet, Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein

kann und mir die höchste und unerlaßlichste aller Pflichten ist. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand setzt mich auf einmal in die Lage, soviel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu Dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, Dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übriggelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

„Eine sittlich-schöne Handlung aus der Classe derjenigen, welche diesen Brief veranlaßte, empfängt ihren Werth nicht erst vom Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet: dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd' ich und muß ich sagen.

„Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt,

sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Foderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offenhielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Product ließ mich nur um desto empfindlicher fühlen, wie viel Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Geistes reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Foderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine

Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfange dieses Jahres aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Leben zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. Ich sehe mich auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir sebst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die ersehnte freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wiedergewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft und es soll wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!" (16. Dec. 1791.)

Obwol die erste Freude über das Geschenk aus der Ferne auch auf das körperliche Befinden des Dichters sehr wohlthätig gewirkt hatte, so kehrten doch leider die Krankheitsanfälle bald

zurück; aber eine stetige Thätigkeit ist es wieder, zu welcher er gleichsam als Heilmittel seine Zuflucht nimmt. Vom Beginn des Jahres 1792 bis August 1793 vollendet er nicht nur die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges"; es entstehen von historischen Aufsätzen auch die „Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens" und die „Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval"; auch von ästhetischen Aufsätzen fallen einige sehr bedeutende in diese Zeit, und zwar: „Ueber Anmuth und Würde"; „Ueber das Pathetische"; ferner „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände". Der Briefwechsel namentlich mit seinem Körner ist inzwischen wieder lebhafter als je und wir erfahren daraus, wie die Freunde den Plan für einen „Briefwechsel über den Werth des Schönen für die Ausbildung der Menschen" entwerfen. Die Kant'schen Grundsätze sollten darin eine Rolle spielen, wie denn Schiller überhaupt mit erneutem Eifer über dem Studium dieses großen Denkers her ist.

Einige Stellen aus Schiller's Briefen an Körner über diesen Gegenstand sind anziehend genug.

„Kant's «Kritik der Urtheilskraft»", schrieb er schon 1791, „reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die «Kritik der Vernunft» zu schwer sein und auch zu viel Zeit wegnehmen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so gibt mir dies Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu verwenden."

„Ich treibe mit Eifer Kant'sche Philosophie, mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher loszulassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre kosten sollte." (1. Jan. 1792.)

„Ich stecke bis über die Ohren in Kant's «Kritik der Urtheilskraft». Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen zu was geworden ist.“ (15. Oct. 1792.)

„Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie genau bekannt zu werden. Wirklich bin ich auf dem Wege, ihn durch die That zu widerlegen. Ich bin der Pilosophie sehr treugeblieben; da alle Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmacks ausschließlich gewidmet.“ (11. Febr. 1793.)

Freilich ist die Versuchung zu poetischer Production manchmal auch mächtig genug, sodaß der Dichter selbst gesteht: „oft jucke ihn die Feder nach dem «Wallenstein».“

Stärkend und erheiternd war dem Dichter im April 1792 eine Reise nach Dresden, wo er mit seinen Freunden vier sehr glückliche Wochen verlebte. Sein Herz in anderer Weise erfreuend sollte im September darauf ein Besuch seiner endlich genesenen Mutter und seiner funfzehnjährigen Schwester werden. Dieser Besuch sowie der Wunsch seines alternden Vaters, aber auch die erwachende Sehnsucht nach der schwäbischen Heimat ziehen ihn endlich im August 1793 nach Würtemberg, das er seit seiner Flucht aus Stuttgart zum ersten male wieder betritt.

„Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden“, schreibt er an Körner, „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, wo man Schwaben vergessen kann.“ (17. Juli 1793.)

Schiller's Reise nach Schwaben ging über Heidelberg. Er traf bei dieser Gelegenheit wieder mit seiner frühern Geliebten

Margarethe Schwan zusammen und soll bei ihrem Anblick tief ergriffen gewesen sein. Seinen Aufenthalt in Schwaben nahm Schiller zuerst in der Reichsstadt Heilbronn, wo er am 8. Aug. ankam und bis Anfang September verweilte. Hier feierte er das Wiedersehen seiner Aeltern und Jugendfreunde. Seine Gesundheit besserte sich in etwas, er machte häufige Spaziergänge auf den schönen Wartberg, von wo aus er seine Heimat sehen konnte, und versuchte, „ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen", Ausflüge nach Ludwigsburg und der Solitüde. Nachdem er an den Herzog Karl, der seine Anwesenheit ignorirte, ein Schreiben gerichtet, zog er nach Ludwigsburg, wo er bis zum März des kommenden Jahres blieb. Hier wurde ihm sein Sohn Karl geboren und er genoß nun zugleich die Freuden „des Sohnes und des Vaters". Von seinen Jugendfreunden waren es nur sehr wenige, die ihn jetzt noch zu interessiren und anzuregen vermochten. Er hatte sie durch Genie und rastlose Geistesthätigkeit weit überflügelt und ihnen auch in der äußern Erscheinung den Rang abgelaufen. Wie sehr sie selbst Schiller's Fortschritte in Allem anerkannten, geht aus folgender Mittheilung seines Jugendfreundes, des Hofmedicus von Hoven hervor:

„Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand im Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein kränkliches blasses Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; in welcher Fülle ergoß sich da aber der Reichthum seines Geistes. Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität!

Wie würdig seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Einen rührenden Zug seines Herzens erzählt man aus der Zeit seines ludwigsburger Aufenthalts; es lebte nämlich daselbst noch sein alter Lehrer Professor Jahn, und als dieser einmal eines Unwohlseins wegen keinen Unterricht ertheilen konnte, übernahm Schiller selbst einige Lehrstunden.

Am 24. Oct. starb Herzog Karl und wurde von Schiller, dem großen Zöglinge seiner Karlsschule, aufrichtig betrauert.

Es konnte nicht fehlen, daß dem Dichter in Ludwigsburg der Mangel geistigen Umgangs namentlich im Winter sehr fühlbar wurde; ein verstärktes körperliches Uebelbefinden vollendete für mehre Wochen eine ganz muthlose Stimmung.

Erst mit dem kommenden Frühjahr, wo er nach Stuttgart übersiedelte und in angenehmen Verkehr mit guten Köpfen trat, wurden ihm wieder genußreiche Stunden und neuer Seelenschwung zutheil. Der geniale Dannecker, welcher seine Büste modellirte, und sein Jugendfreund Zumsteeg waren sein anregender Umgang; auch lernte er hier den Dichter Matthisson persönlich kennen. Schiller's Bekanntschaften wurden bei einer Besuchsreise zu seinem frühern Lehrer Abel in Tübingen um zwei bedeutende Persönlichkeiten vermehrt: den Philosophen Fichte und den Buchhändler Cotta. Mit Letzterm wurde ein Plan zu einer politischen Zeitung („Allgemeine Zeitung"), deren Redacteur Schiller werden sollte, und zu der Monatsschrift „Horen" entworfen, welche dem Dichter seine äußere Existenz gründen sollte.

Der Wunsch seiner Freunde, ihn seinem engern Vaterlande wiederzugewinnen, sollte indessen nicht in Erfüllung gehen; schon am 6. Mai 1794 reiste Schiller von Stuttgart ab und kam am 15. in Jena wohlbehalten wieder an.

Schiller's Aufenthalt in Schwaben war aber nicht ohne geistige Früchte geblieben.

Trotz beinahe täglicher Krankheitsanfälle betrieb er doch fleißig philosophisch-ästhetische Studien und Arbeiten, las regelmäßig im Homer und entwickelte den Plan zu seinem „Wallenstein", von welchem einzelne Scenen in Prosa entstanden. Von seinen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" datirt der Entwurf der ersten Abtheilung aus dieser Zeit und der Aufsatz „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" ist ganz in Schwaben geschrieben.

Die Zeit der classischen Meisterjahre Schiller's rückte nun immer näher. Theils das eigene abklärende Ringen des Dichters und theils der wohlthuende und fördernde Einfluß, welchen Goethe's beginnende und dauernde Freundschaft auf ihn übte, vollendeten nach und nach die Reife des großen Genius. Tage und halbe Nächte hindurch dauerte oft der vertraute und tiefbedeutsame Verkehr der beiden Dichterheroen entweder in Jena, wohin sich Goethe wiederholt auf einige Wochen begab, oder in Weimar, wo hinwieder Schiller als Gast im Hause des großen Freundes verweilte. Auch Wilhelm von Humboldt, welcher sich bei Schiller's Rückkehr aus Schwaben mit seiner Frau in Jena aufhielt, wurde dem Dichter eine „unendlich angenehme und nützliche Bekanntschaft". Humboldt und Fichte, deren Geist ihn mehr durch seinen Gehalt als durch seine Form anzog, halfen Schiller's philosophisch-ästhetische Krisis beschleunigen. Obwol die körperlichen Krankheitsanfälle ihre Peinigungen fortsetzten, so begann doch von jetzt an eine beispiellose Thätigkeit des Dichters. Die Herausgabe der „Horen" wurde begonnen, zu denen Goethe „mit Freuden und von ganzem Herzen" behülflich sein wollte; Schiller's Briefwechsel erhielt eine neue und wichtige Vermehrung durch den schriftlichen Verkehr mit Goethe; bei fort-

gesetzten ästhetischen Studien und Arbeiten wurden Plane zu einem neuen Unternehmen gemacht, einem Musenalmanach; aber schon meldeten sich auch die Vorboten eines neuen Dichterfrühlings: die „Maltesertragödie" beschäftigte den Dichter und bis zu Ende des Jahres 1795 sind außer den prosaischen Aufsätzen nicht weniger als 48 kleinere und größere Gedichte geschaffen, von Goethe, Humboldt, Dalberg und seinem Körner mit Freude begrüßt. Aber mit dem täglich sich mehrenden Rufe des Schiller'schen Genius erhob auch eine heftige Widersacherzunft gegen ihn immer giftiger ihr Haupt. Goethe nicht weniger als Schiller sah die Pfeile des Neides und des Cliquenzorns stets häufiger gegen sich geschleudert. Da wird von Beiden ein strenges Gericht über ihre anmaßenden Gegner beschlossen. Die satirische Explosion erfolgt und bald zeigt sich's, daß „die mordbrennerischen Füchse" („Xenien") ihre Wirkung thun. Aber die vergrößerte Wuth der Gegner erhöht nur die Kampflust der Freunde und namentlich Schiller's Geschosse treffen, wo sie einschlagen, tödtlich.

Nicht lange indessen sollte ein solches persönliches Kampfspiel die großen Freunde vorwiegend beschäftigen.

Schiller geht am 22. Oct. 1796 an den „Wallenstein" und unvermuthet über dem Studium der Quellen und dem Organisiren der Handlung geräth er in die Ausführung selbst hinein, entsteht der erste Act in Prosa. Aber „weil des Stoffes gar zu viel ist", rückt diese gewaltige Schöpfung nur langsam vorwärts.

Schlimme Erlebnisse für Schiller's Herz blieben auch in dieser Periode nicht aus. Er verlor seinen Vater und seine Schwester Nanette durch den Tod; seine eigenen Körperleiden und das Kränkeln seines jüngsten Kindes Ernst machten ihn Tage und Wochen geistig unfähig und wie er oft von sich sagte: „gesellig ungenießbar."

Allein abgesehen von diesen Unfällen war ihm selten in seinem Leben so wohl geworden als in dieser Periode. Außer mit den Freunden von Weimar und Jena, von welchen wir Schelling, Reinhold und Dr. Erhard aus Nürnberg namhaft machen müssen, verlebte er auch mit seinem Herzens-Körner angenehme Stunden einmal in Weißenfels und später in Jena. Auch mit Iffland traf er in Weimar zusammen, wo dieser Gastspiele gab.

An ehrenden Zeichen aus der Ferne fehlte es inzwischen nicht. Zwei mal, im Februar und im März des Jahres 1795, wurde seine Berufung an die tübinger Universität versucht, allein Schiller konnte sich nicht entschließen, dem Rufe zu folgen, namentlich da ihm der Herzog von Weimar seinen Gehalt zu verdoppeln versprach. Eine andere Auszeichnung wurde ihm im Norden zutheil, indem er aus Stockholm das Diplom der Akademie der Wissenschaften erhielt.

Wir sind nun wieder bei dem Ausgangspunkte dieser Zeilen angelangt, bei der Zeit nämlich, wo Schiller „aus Sehnsucht nach einer freiern Existenz" den Ankauf eines Gartenhauses beschloß und ausführte.

Da wir dem Gartenhause schon eine nähere Betrachtung gewidmet haben, so wollen wir hier in Kürze nur noch der Lebensumstände und Wirksamkeit Schiller's im Allgemeinen gedenken, insofern sie in diese Zeit bis zur Uebersiedelung nach Weimar fallen.

Der „Wallenstein" bleibt noch immer das Hauptproblem seines dichterischen Strebens. Er entwirft ein detaillirtes Scenarium zu diesem Stücke, treibt kabbalistische und astrologische Studien zum Seni und übt sein dramatisirendes Genie an den Meisterwerken Shakspeare's und Sophokles'. Goethe ist

es, welcher jetzt zuerst den Rath gibt, den „Wallenstein" in mehre Stücke zu schneiden, was in der Folge auch in Ausführung kam. Bekanntlich war es schon längst ein Lieblingsgedanke Schiller's gewesen, sich in einem großen Epos zu versuchen; dieser Gedanke führt ihn jetzt auf die Balladendichtung und zwar in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Goethe. Einige seiner vortrefflichsten Dichtungen dieser Art, wie: „Der Taucher", „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", erwachsen als Früchte dieser Anregung; dann kehrt der Dichter wieder zu seiner Hauptarbeit, dem „Wallenstein", zurück, den er nach mancherlei Unterbrechungen in drei bühnengerechten Stücken: dem „Lager", den „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" endlich am 17. März 1799 beendet, nachdem er „in Allem 20 Monate voll mit sämmtlichen drei Stücken zugebracht". Kaum ist der „Wallenstein" zu Ende, so beschäftigt ihn schon wieder eine starke Sehnsucht nach dramatischer Beschäftigung. Das langwierige Ringen mit der Masse des gegebenen Stofflichen beim „Wallenstein" läßt ihn jetzt einen „freiphantasirten, blos menschlichen und leidenschaftlichen" Stoff wünschen; die erste Idee zu „Warbeck" entsteht und die „Malteser" treten wieder in den Vordergrund. Aber schon am 26. April dieses Jahres, kaum vier Wochen nach der Vollendung des „Wallenstein", fängt er an, die Geschichte der Maria Stuart zu studiren, geht sofort am 4. Juni darauf an die Ausführung und am 25. Juli ist der erste, am 26. Aug. der zweite Act fertig und am 27. Aug. der dritte Act angefangen. Außer dieser merkwürdigen dramatischen Thätigkeit beschäftigen ihn ferner noch „Das Lied von der Glocke", „Sprüche des Confucius", „Die Erwartung" und andere kleine Dichtungen. Auch Schiller's Briefe, welche mit Goethe in dieser Periode gewechselt werden, müssen hier erwähnt werden; Goethe selbst hat sie lange

nach Schiller's Tode noch immer als bewunderte Reliquien gegen Eckermann gerühmt und sie „zu dem Besten gezählt, was Schiller jemals hervorgebracht". Mit der Ausstattung des „Musenalmanach" fährt Schiller fort, allein die „Horen" beschließt er eingehen zu lassen.

Am 1. März 1798 erhielt Schiller das über fünf Jahre lang in Strasburg liegende französische Ehrenbürgerdiplom, unterzeichnet von Roland, Clavière und Danton und: „A. M. Gille, Publiciste allemand" adressirt. Um diese Zeit erst wurde auch Schiller Professor ordinarius honorarius, doch ohne Erhöhung seines bisherigen Gehalts von 400 Thalern.

Ein warmer Verkehr und Ideenaustausch entsteht, als es nun mit der Aufführung des „Wallenstein" Ernst werden soll. Theils persönlich, theils schriftlich werden die Unterhaltungen über die würdigste Darstellung des „Lager" fortgeführt und am 12. Oct. 1798 geht das Stück zur Eröffnung des erweiterten Theaters in Weimar auch glücklich und mit Erfolg über die Bühne. Nun sollen auch „Die Piccolomini" bald für die Bühne zurechtgemacht werden, welche Arbeit aber den Dichter manchmal muthlos macht. Goethe jedoch ist stets mit liebevollem Beistand zur Hand und Schiller ruft dankbar aus: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund!" Am 4. Jan. 1799 zieht der Dichter endlich mit seiner ganzen Familie auf fünf Wochen nach Weimar, „um durch persönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darstellung der «Piccolomini» zu bewirken". Durch Goethe's Fürsorge bequem im Schlosse logirt, lebt er wieder „als ein ordentlicher Mensch", geht „sogar an den Hof und auf die Redoute". Die Vorstellung der „Piccolomini" am 30. Jan. fällt gut aus und wird bei steigendem Interesse des Publicums am 2. Febr. wiederholt. Als im Anfang Juli das „Lager" abermals zur Aufführung kam, waren eben der Kö-

nig und die Königin von Preußen in Weimar anwesend und besuchten das Theater. Sie wünschten Schiller zu sehen, und dieser erzählte: „daß die Königin Luise sehr geist= und gemüthvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.“

Man darf wol sagen, daß nun Schiller in der Fülle eines Glückes und Ruhmes stand wie nie zuvor. Seine Gesundheit war besser als seit vielen Jahren; er hatte nie mit mehr Lust und Erfolg gearbeitet; vortheilhafte Anträge, von Theatern und Buchhändlern, liefen ein, Geldzuflüsse (unter Anderm eine Zulage von 200 Thalern vom Herzog) kamen ihm zugute und selbst mit Geschenken wurde er bedacht.

Schon lange hatte Schiller das lebhafte Bedürfniß nach theatralischer Anschauung empfunden und beschloß von jetzt an die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Nach einer längern lebensgefährlichen Krankheit seiner Frau wurde denn dieser Wunsch Schiller's auch in Erfüllung gebracht und er hielt mit seiner Familie am 3. Dec. 1799 seinen förmlichen Umzug nach Weimar.

8.

Schiller's Haus zu Weimar.

Ich will meine Beschreibung dieses Schillerhauses mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen, welche sich mir aufdrängte, als ich zum ersten mal das Goethehaus und das Schillerhaus in Weimar von außen betrachtete.

Das Goethehaus, von langer Fronte und in vornehmem Stile erbaut, macht den Eindruck, daß es eigentlich nur die Wohnung Einer wohlhabenden Herrschaft sein könne; terrassenartige, von Fußtritten förmlich ausgehöhlte Stufen führen zum Hausthore empor und geben ein auffallendes Zeugniß von den unzähligen Besuchern, welche hier auf- und abgeschritten. Fürsten, Prinzen, Minister, Generale, Gelehrte, Künstler und Musensöhne aller Grade haben sich bekanntlich hier abgelöst, aber merkwürdigerweise verläßt Einen beim ersten Blicke auf das Haus der Glaube an mehrfachen Besuch des eigentlichen Bürgers und vielnamigen Publicums.

Anders beim Schillerhause.

Dieses ist im einfachsten bürgerlichen Stile erbaut; es ist sorgfältig hellgelb angestrichen und die frischgrünen Fensterladen helfen den freundlichen Anblick des ganzen Hauses vollenden. Trotzdem das Haus um mehr als die Hälfte kleiner ist als

das Goethehaus, so macht es doch den anheimelnden Eindruck, daß mindestens zwei bürgerliche Familien hier vollkommen Platz haben; und dies ist gegenwärtig auch wirklich der Fall, obgleich die Zimmer des zweiten Stockwerks, einst Schiller's besondere Gelasse, unbewohnt und der Erinnerung aufbewahrt bleiben. Während Goethe's Haus, auch darin etwas vornehmlich, blos Freitags von 9 — 12 Uhr von Jedermann besucht werden kann, steht das Schillerhaus an allen Wochentagen und zu jeder Tageszeit den Besuchern bereitwillig offen. An Goethe's Hause kündigt keine Inschrift an, daß hier der große Dichter einst gewohnt, über der Thür des Schillerhauses dagegen ist eine kleine Steinplatte angebracht, welche in schwarzen lateinischen Buchstaben die Inschrift enthält:

Hier wohnte Schiller.

Der Eintritt in das Schillerhaus geschieht auf ebenem Boden; es behält auch hierin seinen schlichten bürgerlichen Charakter. Ich habe nur einmal gesehen, daß eine einfache Kutsche vor Schiller's Hause hielt; die Besucher desselben kommen fast alle zu Fuß, sie sind dafür auch zahlreicher als im Goethehause.

Bevor man das Schillerhaus betritt, verweilt man gern eine Weile betrachtend vor dem kleinen Schaufenster, welches sich links neben der Hausthür befindet.

Es enthält Gypsfiguren aller Art, darunter natürlich die verehrten Gestalten Schiller's und Goethe's nicht fehlen dürfen. Den rechten Pfeiler des Schaufensters schmücken kleine hübsche Abbildungen von denkwürdigen Gegenständen Weimars, wie Schiller's und Goethe's Arbeitszimmer, die Fürstengruft, Goethe's Gartenhaus u. s. w.

Tritt man nun durch die Thür des Hauses, so hat man links den Vorrathsladen der Gypsfiguren, rechts die Wohnung des Hausaufsehers. Hier wohnte einst der Diener Schiller's, der zugleich als dessen Schreiber verwendet wurde. Gerade vor

sich eröffnet sich dem Eintretenden durch eine Flurthür der Blick in den kleinen Hausgarten des Dichters, wo er in einer Laube gern zu ruhen, bisweilen auch zu arbeiten pflegte. Eine Gypsbüste Schiller's bezeichnet die geweihte Stelle, frisches Grün von wilden Reben beschattet sie. Gleich rechts am Eingange in den Garten befand sich die kleine Kegelbahn für Schiller's Kinder. Von der Hausflur führt eine Treppe nach dem ersten Stock des Gebäudes. Die Zimmer dieses Stockes waren einst die Wohnzimmer von Schiller's Familie und sind gegenwärtig vermiethet, während die Erkerzimmer darüber, welche Schiller's besondere Wohnung bildeten, der Erinnerung aufbewahrt bleiben und also nicht bewohnt werden dürfen. Sie sind auch die verehrten Tempelräume, nach welchen Fremde und Einheimische ohne Aufenthalt wandern. Beim Eintritt in das erste Zimmer ist man etwas überrascht, dasselbe zum Theil zur Aufbewahrung von Gypsabgüssen und Verkaufsgegenständen (kleinen Bildern) benutzt zu sehen; allein man eilt dem anstoßenden Zimmer links zu, welches beim ersten Blicke zeigt, mit welcher Weihe und Verehrung man bestrebt gewesen, diese Räume sinnig auszuschmücken. Das Zimmer ist blaßblau und mit Geschmack gemalt; um die Decke sind nach Zwischenräumen Sinnbilder auf Schiller's Werke und die Kunst überhaupt angebracht; an der Rückwand des Zimmers stehen rechts und links die Statuen der Klio und Polyhymnia, zwischen beiden Schiller's Büste von Dannecker. Sie ist seit dem 9. Mai 1855, dem funfzigjährigen Todestage des Dichters, mit einem frischen Lorberkranze geschmückt und von Epheuranken umrahmt. Der Büste gegenüber an der Vorderwand des Zimmers steht zwischen den beiden Fenstern auf einem Tische ein kleiner Glasschrank mit verschiedenen Ausgaben von Schiller's Werken, vor dem Glasschranke steht Professor Rauch's Modell zur Goethe-Schillerstatue; hier ist

auch die Stelle für Rietschel's Modell zur Goethe-Schiller-statue in Weimar. Der Blick des Fremden hat kaum gewartet, bis er diese Denkwürdigkeiten besehen, um auch einen Blick auf den schöngestickten Fußteppich zu werfen, welcher den Boden des ganzen Zimmers bedeckt; er rührt von kunstsinnigen Händen weimarischer Frauen her. Die mit Sinnbildern und Wappen geschmückten Sesselüberzüge stammen von den Frauen verschiedener weimarischer Städte. So sehr nun dieses Zimmer der zartesten Verehrung seine Ausschmückung verdankt, so war es andererseits wieder eine heilige Achtung für das Andenken des großen Dichters, daß man dem anstoßenden Arbeitszimmer desselben ganz das einfache Aussehen ließ, in welchem man es zu Schiller's Zeiten fand. Ach, und welche Einfachheit! So wenig Glanz, Aufwand und Bequemlichkeit bedurfte der Dichter in der Werkstätte seines Geistes, aus welcher soviel Großes und Glanzvolles der Dichtung hervorging! Das Zimmer ist klein; es hat zwei Fenster nach der Straße und ist ganz wie zu Schiller's Zeiten hellgrün tapezirt. Gleich beim Eintritt rechts befindet sich ein Tischchen mit Medaillons von Goethe, Schiller und Wieland; einen Schritt weiter ist ein Wandschrank, welcher außer der Sammlung Schiller'scher Werke in mehrfachen Ausgaben und Uebersetzungen auch allerlei Denkwürdigkeiten enthält: wie einen Abguß von Schiller's Schädel, Karl August's Todtenmaske, Goethe's hölzernes Tintenfaß, eine Weste Schiller's u. dergl. In der Nähe des Wandschranks befindet sich der Schreibtisch des Dichters, über welchen er einst an Körner in Dresden berichtete: „daß er ihn zwei Karolin gekostet!" Das Möbel ist von ziemlichem Umfang, sonst aber höchst unscheinbar. Rechts und links hat es Zugfächer und man erwehrt sich eines Lächelns, aber auch einer tiefen Wehmuth kaum, wenn man die obersten Fächer herauszieht und rechts — ein Da-

menbret, links — ein Bret zum „Zwickmühlfahren" erblickt. Man erinnert sich schmerzlich des brustkranken rastlos thätigen Mannes, der in seinen letzten Jahren kaum mehr vom Schreibtische kommt und sich gezwungen sieht, eine und die andere seiner spärlichen Zerstreuungen gleich auch an seinen Schreibtisch zu fesseln. Mit wahrem Schrecken hörte ich auch erzählen, Schiller habe, da er gerade Nachts sehr viel arbeitete, stets ein Geschirr mit kaltem Wasser unter dem Tische gehabt, worein er die Füße stellte, während er starken Kaffee trank; — so habe er sich am besten wach und rüstig bei der Arbeit erhalten! Von Interesse ist es zu hören, daß Schiller selbst dem Tischlermeister eine Erfindung beim Verfertigen des Tisches angab; diese Erfindung bestand darin, daß mittels einer kleinen Winde der Mitteltheil der Tischplatte gehoben und so für jede Veränderung in der Lage zum Schreiben oder auch als Lesepult zurecht gemacht werden kann. Die Erfindung war gerade für Schiller sehr zweckmäßig, da er leider sonst die unglückselige Gewohnheit hatte, vorgebeugt, ja fast auf der Brust liegend zu schreiben. Aus Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" wissen wir, daß Schiller in einem der Zugfächer des Schreibtisches faule Aepfel zu haben pflegte, deren Geruch auf seine Nerven, wie er sagte, wohlthätig wirkte, während Goethe einmal, da er sich neben das halb offene Schubfach setzte, von dem faulen Geruche fast ohnmächtig wurde. Auf dem Schreibtische liegen außer dem großen Fremdenbuche einige sehr interessante Reliquien. Fürs erste ein von Schiller's eigener Hand geschriebener Theaterzettel zur ersten Aufführung des „Wilhelm Tell"; die Besetzung des Personals ist rechts mit Bleistift beigefügt; ferner ein Brief von Schiller an den damaligen Hofschauspieler Graff, dem er für die ausgezeichnete Darstellung des Wallenstein Dank sagt, und endlich jenes bekannte Schreiben Schiller's an seine Schwester Christophine, worin er

gleich nach seiner Flucht seine ganze Lage in rührender Weise auseinandersetzt. Man betrachtet diese mit erblassender Tinte kräftig und schwungvoll geführten Schriftzüge mit Lust und Wehmuth. Adolf Henze hat in seiner Handschriftenbeurtheilung ebenso eigenthümlich als gut geurtheilt, indem er von Schiller's Handschrift sagt: „Edle und ideale, feurige und fessellose Züge — auf den Bergen wohnt die Freiheit!" Die wahre Liebe rastet bekanntlich nie; und so darf es auch nicht wundern, wenn im stillen Tempel des Schillerzimmers von Zeit zu Zeit ein neues Zeichen der Verehrung niedergelegt wird. So findet man auf Schiller's Schreibtische gegenwärtig auch drei Haarlocken unter Glas, von den ehrwürdigen Häuptern Schiller's, Goethe's und Karl August's; die Spenderin dieses Geschenks ist die Hofräthin Riemer in Weimar.

Durch die Betrachtung des Schreibtisches sind wir einer der denkwürdigsten Stellen des Zimmers nahegekommen, wir wenden uns links und stehen vor der Bettstelle, in welcher Schiller am 9. Mai 1805 aus diesem Leben geschieden ist. Auch sie ist seit dem 9. Mai 1855, als dem funfzigjährigen Sterbetage Schiller's, einfach geschmückt. Weimar hat bekanntlich an diesem Tage jede öffentliche Feier unterlassen, im Theater wurde nur „Don Carlos" aufgeführt; dies wollte vielen Verehrern Schiller's nicht genügen und so kam es auch, daß an diesem Tage einige Frauen mit Immergrün und Kränzen in den Händen, mit Bewegung im Herzen, im Schillerhause erschienen und auf eigenen Antrieb eine kleine Feier veranstalteten. Ein achtenswerther, seit 1854 hier lebender Prediger sprach an der Spitze der Frauen warme Erinnerungsworte, Schiller's Büste wurde sodann bekränzt und die Sterbe-Bettstelle geschmückt; die Erinnerungsworte, welche gesprochen wurden, sind daselbst abschriftlich zurückgelassen. Außer diesen neuern Gaben befindet sich zu Häupten

der Bettstelle das Bildniß Schiller's von Jagemann in Sepia nach der Leiche gezeichnet; an der Wand über dem Bette eine zweite Zeichnung des Schiller'schen Kopfes von Jagemann, welche Schiller aus seinen jugendlichern Jahren und ziemlich verschieden von den gewöhnlichen Auffassungen darstellt. Unter diesem Bilde befindet sich in Einen Rahmen zusammengefaßt eine Sammlung von Denkmünzen mit den Porträts von Karl August, Gustav Adolf, Herzogin Amalie, Bernhard von Weimar, Minister Voigt, Wieland und Dalberg; an der zweiten Wand oberhalb des Bettes hängt ein kleines Porträt Schiller's, bekränzt und in Glas und Rahmen, darüber eine italienische Landschaft, gestochen und colorirt. Erwähnen wir noch eines kleinen Tisches neben dem Bette, sowie der Mundtasse, des Waschbeckens und der Tabacksdose Schiller's, die sich auf dem Tische befinden, so haben wir Alles aufgezählt, was diesen denkwürdigen Theil des Zimmers schmückt. Man kann sich von demselben kaum trennen, ohne der erschütternden Momente aus Schiller's letzten Stunden zu gedenken.

Neben dem zuletzt genannten Tische führt eine Thür nach dem gewöhnlichen Schlafcabinet Schiller's, einem wahrhaft winzigen Dachstübchen, von dem man kaum begreift, wie der große Mann ohne Beängstigung mehre Stunden hier habe schlafen können. Diesen Eindruck macht das Stübchen, trotzdem es jetzt leer ist und also noch um Vieles geräumiger aussieht. Solange Schiller in diesem kleinen Raume schlief, hatte die Bettstelle keine Füße, sie lag platt auf dem Boden. Denn Schiller liebte es nicht, ins Bett zu steigen; er streckte sich nur so hin, wohl wissend, daß seines Bleibens auch in der Nacht nicht lange war. „Im Traume, oder wenn er wachend ruhte", bemerkt Gustav Kühne*), „fiel ihm oft ein

*) „Gedenkbuch an Friedrich Schiller, herausgegeben vom Schillerverein in Leipzig am 9. Mai 1855", S. 18.

Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirksamkeit der frischen Empfängniß zu Papier bringen mußte. Jede starke Körperbewegung verscheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muse wie einen Nachtkuß auf die heiße Stirn gehaucht. Er schob sich vom niedrigen Lager rasch in die Höhe; Licht und Material waren bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er sich wieder still zurück auf sein Ruhebett. Am Morgen stand es dann da wie ein riesenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte sich an das mühsame Geschäft, gleich in die nächste Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauschte Offenbarung irgendwo und wie einzupassen. Daher in seinen Dramen die mancherlei metaphysischen Einschiebsel einer überwachen Geistesregung..."

Doch wir kehren in die Studirstube Schiller's zurück. Gleich rechts an der Wand steht das winzige Klavier, ein Spinett, wie man es jetzt etwa bei dem Schulmeister eines von aller Welt abliegenden armen Gebirgsdörfchens suchen würde. Auf dem Spinett ruht die Guitarre, auf welcher sich Schiller von seiner Frau gern in einsamer Ruhestunde vorspielen ließ. An der Wand über dem Klavier hängen rechts und links zwei eigenhändige Zeichnungen, welche mit derben Dilettantenzügen Schiller's Haus in Weimar und sein Gartenhaus in Jena darstellen. Zwischen den beiden Bleistiftzeichnungen hängt ein kleiner Spiegel aus Schiller's Tagen und darüber ein gewöhnlicher colorirter Kupferstich, eine italienische Landschaft darstellend. Somit sind wir in unserer Betrachtung wieder bis an den Haupteingang zurückgekommen und werfen noch einmal einen übersichtlichen Blick durch das Zimmer. Wir bemerken dabei noch über den Fenstern jene karmoisinrothen Vorhänge, welche Schiller als für seine Augen sehr wohlthätige Fensterzierden liebte. Von Möbeln befinden sich außer

den genannten noch einige Sessel von gewöhnlichem Holze im Zimmer, die mit ungefärbtem Leder überzogen sind; einen kleinen Tisch, der nicht weit vom Eingange in das Zimmer steht, haben wir bisher deshalb unerwähnt gelassen, weil er uns schließlich etwas länger beschäftigen wird.

Auf diesem Tische befindet sich nämlich das „Schilleralbum“ (in zwei Bänden) prachtvoll gebunden und mit dem Brustbilde Schiller's aus Elfenbein geschmückt; das Brustbild ist von Fräulein Angelika Facius, Bildhauerin in Weimar, ein schöngezeichnetes Titelblatt dagegen vom Maler Sigmund Thon. Die Buchhändler Jansen und Voigt haben das Album gestiftet und ließen vor mehren Jahren gegen tausend Albumblätter von hier aus durch ganz Deutschland zum Zwecke von Einzeichnungen versenden. Infolge dessen sind etwa zweihundert Blätter mit Namen von bedeutenden Autoritäten zurückgekommen. Viele von den Aufzeichnungen des Albums wären auch von allgemeinerm Interesse; da es indessen nicht erlaubt ist, dieselben ganz mitzutheilen, so wollen wir uns begnügen, eine kurze Charakteristik derselben zu geben.

Im Allgemeinen ist natürlich viel von Begeisterung und Verehrung für den großen Dichter die Rede, und zwar in Prosa und Versen; Schiller wird ein „Lehrer und Freund“ der Menschen genannt; an seinen Namen knüpfen sich alle Ideen von „Fortschritt, Glaubens- und Gewissensfreiheit wie Gesinnungstüchtigkeit“; hier nöthigt Schiller's Angedenken dem Einen das Bekenntniß ab: „Mein Glaube ist die Schönheit“; dort wieder heißt es: „Schiller ist der Saulus und Paulus der deutschen Dichtung, in ihm vermählen sich Heidenthum und Christenthum.“ Es läßt sich denken, daß aus Schiller's eigenen Werken häufig beziehungsvolle Stellen aufgeführt werden. „Ehret die Frauen“, oder: „Eine lebendige Welt ewiger Bildungen“, oder: „Der Mensch ist frei geboren, ist frei“ u. s. w.

durften nicht fehlen. Auch Schiller's Form wird öfter nachgeahmt und die „Drei Worte inhaltschwer" z. B. werden zu „drei Blicken", nämlich rückwärts auf sein Leben, in sich und auf Gott. Zu bemerken ist, daß die Blätter im Jahre 1848 versendet waren und also meistens noch starke Spuren jener gewaltigen Bewegung an sich tragen. Und so heißt es denn auch gleich hier auf einem Blatte: „Der gegenwärtige Kampf ist ein heiliger Kampf"; eine sehr hochgestellte Person bemerkt: „was Posa zu Philipp vergebens gesagt, sei in manches Fürsten Herz gedrungen"; der Kaiserdeputation nach Berlin wird (aus dem „Lager Wallenstein's") zugerufen:

Es steht keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch!

Ein beliebter Lustspieldichter aus Wien schreibt, daß „die deutsche Literatur von Luther und Hutten bis Goethe, Schiller und Börne das wahre Vorparlament der Deutschen gewesen"; ein anderer bekannter Lustspieldichter aus Köln weist Schiller einen großen Theil des Verdienstes an der Bewegung jenes vielgenannten Jahres zu. Dagegen thut der liebenswürdige Geisterseher und Nachbar der „Weibertreue" in Schwaben sehr kleinlaut über „das Unglück" des Jahres 1848, und ein oftgenannter süddeutscher Märzminister findet sich schon am 11. März 1849 zu dem Bekenntnisse veranlaßt:

Die Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume
Und alles Schöne lebt nur im Gesang.

Eine preußische, nun gestorbene Autorität, die in Erfurt die Spitze ihres Ansehens erreichte, schreibt vom frankfurter Parlamente aus:

Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in Allem und Schranke,
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu dem Menschen es spricht.

Mitten unter den begeisternden Lobsprüchen über die erhabenen Tendenzen in Schiller's Werken nimmt es sich etwas wunderlich aus, wenn ein sehr bekannter Geschichtschreiber von der Spree bemerkt: „Jede patriotische, politische, sittenbessernde, belehrende Dichtkunst stürzt aus den wolkenlosen Höhen des Parnasses"; welchen Worten sich die Verse des alten Arndt ziemlich scharf widersetzen, indem sie es sehr löblich finden, daß Schiller den deutschen Herzen so viele „prometheische Flammen zugetragen". Wie ein maßvoller Weiser spricht daneben ein berühmter Orientreisender aus München, indem er bemerkt: „es müsse nicht Aufgabe sein, die höhern Volksclassen herabzudrücken, sondern die niedern menschlich emporzuheben." Auch hört es sich artig an, wenn ein evangelischer Bischof bemerkt: „Schiller sei nur darum seinen Deutschen der Liebste, weil er ihnen so ganz der Rechte sei." Es würde uns offenbar zu weit führen, wollten wir fortfahren, die vielen trefflichen und wohlgemeinten Sinnschriften des Schilleralbums zu charakterisiren; wir wollen uns begnügen, nur noch einige allgemeine Bemerkungen hier folgen zu lassen. Es hat uns gefreut auch hier wie in Marbach ganze Gelehrtencorporationen im Album aufgeführt zu sehen, z. B. die gesammte philosophische Facultät von Tübingen. Daß eine Reihe der ersten Priester und Priesterinnen der Schauspielkunst im Schilleralbum nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst, und so lesen wir denn auch Namen wie: Emil Devrient, Dessoir, Döring, Grunert, Sophie Schröder, Franziska Berg u. s. w. eingezeichnet; sie Alle wetteifern in Liebe und Bewunderung für den großen Dichter. Gerührt haben uns einige mit zitternder Hand geschriebene Zeilen jenes weimarischen Hofschauspielers Graff, dem Schiller nach der ersten Aufführung des „Wallenstein" durch einen eigenhändigen Brief dankte für die treffliche Darstellung der Titelrolle; Graff schreibt: „Im Hochgefühle, seinen

verehrten Schiller jenseits wiederzufinden, sieht der achtzigjährige Greis, welcher ehemals sein Schüler, um so freudiger seinem nahen Ende entgegen.“ Aber auch andere Künste sind gekommen, um dem Meister der Dichtung ihre Huldigung zu bringen. Das Album enthält eine ziemliche Anzahl von Zeichnungen. Sie stellen zum Theil Scenen aus Schiller's Werken oder sonst Gegenstände dar, welche auf den Dichter Bezug haben. Zahlreich haben die Musiker sich eingestellt, die größtentheils Stellen aus Schiller's Werken componirten. Das Album enthält aber außerdem noch manche anziehende Gabe. So hat Schiller's Sohn Karl einige Haare von seines Vaters Haupt dem einen Blatte beigefügt; Emilie von Gleichen-Rußwurm (geborene von Schiller) spendete ein noch ungedrucktes Sonett ihrer Mutter, der Geh. Hofrath Helbig ein Billet Schiller's an den Minister Voigt. Schließlich haben wir noch zwei Einzeichnungen von besonderm Interesse zu erwähnen. Wilhelm Schumann, pensionirter Landkassencalculator, schreibt als Greis von 83 Jahren, daß er bei Schiller Schreiberdienste gethan, unter Anderm den „Geisterseher“ abgeschrieben und Schiller's letzte Dramen oft mehrmals copirt habe. Dabei erwähnt er, daß er nie vor 12 Uhr Vormittags bei dem Dichter erscheinen durfte, da dieser sehr spät erwachte und aufstand. Der fürstlich reußische Landesdirector Rath J. Chr. Friedrich Mayer, 70 Jahre alt, erzählt, er sei zwölf Jahre später als Schiller in die Karlsschule zu Stuttgart gekommen; damals habe man noch Schiller's Bett und ein Stück Garten gezeigt, welches Schiller einst selbst gepflegt und deshalb den Namen „Schillergarten“ erhalten hatte. „Als Schiller 1793“, fährt der Erzähler fort, „die Akademie besuchte, war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem Schiller von 400 Schülern im Speisesaal begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Obersten und Intendanten der

Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch. Nach Tische blieb er noch lange, besuchte sein Gärtchen und sah die körperlichen Uebungen der Schüler..."

Doch genug über den reichen Inhalt dieses Albums; er wird hoffentlich einmal unverkürzt dem Publicum mitgetheilt werden.

In dem Winter 1854—55 trat eines Tages ein junger Fremder in das Schillerhaus und fragte: „ob hier Schiller wohne und ob er zu Hause sei?" Man erwiderte ihm: Schiller habe allerdings einmal hier gewohnt, sei aber leider seit vielen Jahren todt. „So? Todt? Wirklich todt?" sagte der Fremde betroffen — und bat nun wenigstens die Wohnung des Dichters sehen zu dürfen. Dieser seltsame Vorfall mag als Symbolum der ewigen Jugend Schiller'scher Dichtungen gelten, welche das empfängliche Gemüth stets mit solcher Frische ergreifen, daß man unwillkürlich die lebendige Empfindung auch auf die Person des Dichters überträgt und sie kaum anders als in voller Kraft des Lebens vor Augen haben kann.

Und so wollen auch wir den großen Dichter wieder eine Weile unter die Lebenden versetzen und ein Stück seines Erdenwandels, von der Zeit an, wo er das eben geschilderte Haus gekauft, bis zum Tage seines Todes an uns vorübergehen lassen.

Das Haus in Weimar kaufte Schiller im Februar 1802 von einem Engländer Namens Mellish. Er bezog es aber erst am 29. April desselben Jahres, wobei es ein trauriger Zufall fügte, daß ihm gerade an demselben Tage seine theure Mutter in Kleversulzbach starb. Wie sehr ihn dieser Verlust

bewegte, erfahren wir aus einem Briefe an seine Schwester, Frau Reinwald, worin es unter Anderm heißt: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Aeltern entschlafen und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem älterlichen Hause übrig sind, desto näher aneinanderschließen!"

Schiller's schöpferische Thätigkeit in dem neuen Hause begann bedeutend genug; denn er fing nicht nur an, „Die Braut von Messina" rüstig auszuführen, sondern er betrieb auch mit seinem gewohnten Eifer die Vorarbeiten zum „Wilhelm Tell".

Da diese beiden Dichtungen bis zu seinem Tode die hervorragendsten Arbeiten des Dichters geblieben sind, so dürfte es am zweckmäßigsten sein, diejenigen Stellen aus seinen meist an Körner gerichteten Briefen anzuführen, welche zeitweise ein Streiflicht auf die Genesis beider Dichtungen werfen.

Schon am 5. Oct. 1795 schrieb er mit Bezug auf „Die Braut von Messina":

„Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt den Anschein hat, werde ich Gelegenheit haben, in Chören die Macht der griechischen Silbenmaße zu versuchen "

Nicht weniger als sieben Jahre vergingen hierauf, bevor er der Ausführung seines Vorsatzes näherrückte. „Ein mächtigeres Interesse als Warbeck", schreibt er unterm 10. März 1802, „hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde."

Die weitere Entwickelung und Ausarbeitung des Stückes wird in folgenden Briefstellen angedeutet:

„Ich habe ein Sujet gefunden, aber es ist ein gewagtes Unternehmen." (17. März 1802.) — „Ich bin nicht ohne Succeß mit meinem Stück gewesen und habe noch bei keinem soviel gelernt als bei diesem. Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenstand einzuschränken." (18. Aug. 1802.) — „Es sind «Die feindlichen Brüder» oder, wie ich es nennen werde, «Die Braut von Messina». Ich griff unter den verschiedenen Stoffen zuerst nach ihm, weil ich mit dem Plane, der sehr einfach, am weitesten war, weil ich eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, bedurfte, welches hier der Fall ist; weil ich endlich etwas wählen mußte, was nicht de longue haleine ist; weil ich nach der langen Pause nothwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu sehen." (9. Sept. 1802.)

„Ich habe seit sechs Wochen mit Eifer und Succeß, glaube ich, gearbeitet. Von der «Braut» sind 1500 Verse fertig. Die ganz neue Form hat mich verjüngt oder vielmehr das Antikere hat mich selbst alterthümlicher gemacht; denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit." (15. Nov. 1802.)

„Für das Theater möchte es keine Speculation sein. Die Handlung wird zwar theatralisch genug, aber die Ausführung ist durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck und, ich darf mit gutem Gewissen hinzusetzen, für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik." (7. Jan. 1803.)

„Ich habe ein misliches und nicht erfreuliches Geschäft,

nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Acten, nun beendigt und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir und das letzte Sechstheil, welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieser letzten Handlung sehr zustatten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbstmord des andern ganz getrennt habe, daß dieser jenen Actus vorher rein beendigt als ein Geschäft, das er vollkommen abwartet, und erst nach Beendigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester den Don Cäsar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Ceremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden." (28. Jan. 1803.)

„Mein Stück ist fertig. Ich habe mich in der Katastrophe viel kürzer gefaßt, als ich erst wollte, überwiegender Gründe wegen." (4. Febr.) — „Was die theatralische Repräsentation betrifft, so habe ich jetzt, nachdem ich das Stück in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effect producirt, etwas mehr Hoffnung, es sammt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es ist nichts nöthig, als daß ich den Chor, ohne in den Worten das Geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich jetzt eben beschäftigt bin." (6. Febr. 1803.) — „Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form mag zeigen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Humboldt mich den modernsten aller Dichter genannt und mich also im Gegensatz mit Allem, was antik heißt, gedacht

hat. Es soll mich also freuen, wenn ich ihm das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zueigen machen könne. Ich will indeß nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein.“ (17. Febr. 1803.)

„In dem Chor hatte ich einen doppelten Charakter darzustellen, einen allgemeinen menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustande ruhiger Reflexion befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft geräth und zur handelnden Person wird. In der ersten Eigenschaft ist er gleichsam außer dem Stücke und bezieht sich mehr auf den Zuschauer. Er hat, als solcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen, aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Leidenschaftlichen hat; er steht am sichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Eigenschaft, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben. — Das Ideencostüm, das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Mohammedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion, aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Stadt selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube sowie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würden, wird also hier selbst zum Charakter. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist.“ (10. März 1803.) —

„Die «Braut» ist aufgeführt worden. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponirte es dem jüngern Theil des Publicums so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltende Lyrische in dem Stücke sind die Stimmen natürlich sehr getheilt, da doch ein großer Theil des ganzen deutschen Publicums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen kann. Ich selbst bekam in der Vorstellung zum ersten male den Eindruck einer wahren Tragödie; der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherm eingeweiht worden." (28. März 1803.)

„Ich habe jetzt auch eine Noth mit dem Stoffe anderer Art, denn da ich eben daran bin, über den tragischen Chor ein Wort zu sagen, welches an der Spitze meiner «Braut» stehen soll, so drückt das ganze Theater mitsammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein und ich weiß kaum wie ich es abfertigen soll. Uebrigens interessirt mich die Arbeit; ich will suchen etwas recht Ordentliches zu sagen, um der Sache dadurch zu dienen." (24. Mai 1803.)

„«Die Braut von Messina» ist gestern (in Lauchstädt) gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern, aber es war eine drückende Gewitterluft und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen werden mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern und ich

glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Hause heraus. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltigen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Acte ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chores:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, sodaß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publicum ergriff." (4. Juli 1803.) — Graff selbst erzählt im Schilleralbum: „Es war eine beinahe fürchterliche Stille im Hause; man hörte keinen Athem und sah nur todtbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller selbst auf die Bühne und begrüßte jeden Schauspieler auf das freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: «Diesmal kam Ihnen der Donner recht zupasse; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden.»"

Ueber die Idee zum „Wilhelm Tell" und deren Ausführung stellen wir Folgendes aus Schiller's und Goethe's Briefen zusammen.

Schon aus Stäfa vom 2. Oct. 1797 schreibt Goethe: „Zwischen allen prosaischen Stoffen hat sich auch ein poetischer hervorgethan, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fest überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich es vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das

Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Das beschränkte, höchst bedeutende Local, auf dem die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als es in dieser kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nur auf gut Glück an, ob aus dem Unternehmen etwas werden kann."

Schiller erwidert: „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehoben. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." (30. Oct. 1797.)

Goethe überließ später den Stoff an Schiller, der ihn für das Drama brauchbar fand.

„Nach der «Braut» gehe ich an den «Warbeck» und unmittelbar nach diesem an «Wilhelm Tell»", schreibt er den 9. Sept. 1802. — „Ich studire bereits Tschudi's «Schweizergeschichte», die einen so treuherzigen, fast Homerischen Geist hat, daß er Einen poetisch zu stimmen im Stande ist. Ob nun gleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig erscheint, da die Handlung dem Orte und der Zeit nach ganz zerstreut auseinanderliegt, da sie großentheils eine Staatsaction ist und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen*), der Darstellung widerstrebt, so habe

*) „Ich machte Schiller aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß dies nicht gehörig mo-

ich doch bisjetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und in das Poetische getreten ist. Die Säulen des Gebäudes stehen fest und ich hoffe einen soliden Bau zustande zu bringen."

„Der Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen. Für meinen «Tell» ist mir Shakspeare's «Julius Cäsar» von unschätzbarem Werthe; mein Schifflein wird dadurch gehoben. Es hat mich in die thätigste Stimmung versetzt." (18. Aug. 1803.)

„Ich möchte noch einige gute Schriften über die Schweiz kennen. Ich bin genöthigt viel zu lesen, weil das Locale an diesem Stoffe so viel bedeutet und ich möchte gern soviel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, Das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." (12. Sept. 1803.) — „Ich denke damit den Leuten den Kopf wieder warm zu machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie aus der Welt verschwunden ist." (27. Sept. 1803.)

„Ich rücke nicht schnell fort, weil ich mich mit dem historischen und geographischen Theil meines Stoffes erst befreunden muß." (10. Oct. 1803.)

„Jetzt bin ich ziemlich in meinem Stücke. Es ist von

tivirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig, allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptet, sein Vater könne mit dem Pfeil jeden Apfel vom Baume schießen. «Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu.»"

„Goethe's Briefwechsel mit Rath Grüner" (Leipzig 1853).

der Idee zur Ausführung eine solche Kluft, daß man wie eine arme Seele im Fegefeuer leidet, bis man den Berg erstiegen hat." (7. Nov. 1803.)

„Er fängt doch endlich an etwas zu werden, aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich also ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, sowie es warm aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird, so macht mir das doch auch keinen guten Muth." (14. Dec. 1803.)

„Der «Wilhelm Tell» ist vollendet und ich bin damit keine geringe Noth los." (7. Febr. 1804.) — „Ich habe drei neue Weiber darin creirt, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen (bei dem Theater in Weimar) mit Antheil in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen." (10. März 1804.) — „Er ist vor drei Tagen hier (in Weimar) gespielt worden und mit dem größten Succeß, wie noch keines meiner Stücke." (20. März 1804.) — „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde." (12. April 1804.)

So wären wir also in Kürze und auf die beste Weise an der Hand Schiller's selbst in die poetische Werkstätte zweier so großartiger Dichtungen geführt worden und hätten Freude und Leid des schaffenden Meisters erfahren.

Aber so mächtig auch diese großen Schöpfungen Schiller's Zeit und Gemüth in Anspruch nahmen, so war es doch dem rastlos geschäftigen Geiste damit nicht genug gethan. Er setzte, wie früher, Lectüre und Studien fort und erschien täglich klarer, umfassender, gewaltiger an Kenntnissen und Charakter; jede Rast von eigenen Productionen ergab andere dankenswerthe Arbeiten. So entstanden die Bearbeitungen französischer Lustspiele von Picard unter den Titeln: „Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen" und „Der Neffe als Onkel"; später die Uebersetzung der „Phädra" von Racine.

Schiller hatte nach Beendigung des „Wallenstein" mit Unbehagen die Leere empfunden, welche einem productiven Geiste entsteht, wenn ein größeres Werk vollendet und ein neues noch nicht in der Entwickelung ist; er ließ es daher nicht mehr darauf ankommen, daß ihm ein solcher Zustand unbequem werde; außer der Idee zu einem dramatischen Gemälde: „Die pariser Polizei" und „Die Kinder des Hauses", war er in der letzten Zeit seines Lebens auch vorübergehend mit „Warbeck", anhaltender aber mit dem Entwurf und der theilweisen Ausarbeitung des „Demetrius" beschäftigt. Eine Aeußerung, welche Schiller in Bezug auf dieses letztere Stück gegen Karoline von Wolzogen gethan, ist bemerkenswerth. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit", sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im «Demetrius» spielt, der Kaiserfamilie (von Rußland) viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."

Da wir Schiller's geistige Thätigkeit mit Recht in den Vordergrund stellen, so wollen wir gleich hier auch der schönen lyrischen Schöpfungen gedenken, welche während der letzten Lebensjahre des Dichters in dem eben geschilderten Hause entstanden sind; es sind folgende: „Thekla, eine Geisterstimme"; „Das Siegesfest"; „Punschlied"; „Punschlied im Norden zu singen"; „Der Pilgrim"; „Der Jüngling am Bache"; „Der Graf von Habsburg"; „Berglied"; „Der Alpenjäger"; „Wilhelm Tell" (Stanzen); „Die Huldigung der Künste".

Unter den prosaischen Aufsätzen Schiller's aus jener Zeit müssen noch die „Vorerinnerung zur Braut von Messina" und seine „Vorerinnerung zum zweiten Band der Gedichte" erwähnt werden.

Einer sehr anstrengenden Thätigkeit unterzog sich der Dichter durch seine Theatergeschäfte. Wie er eine halbe Hingabe

an eine Arbeit überhaupt nicht kannte, so widmete er sich auch, mehr noch als Goethe, den Verbesserungen des Theaterwesens; die Leseproben und die Inscenirungen der Stücke wurden auf die durchgreifendste Weise bewerkstelligt.

Was nun die äußern Vorfälle von einiger Bedeutung anbelangt, so sind sie während dieser letzten Lebensjahre des Dichters nicht eben zahlreich.

Einige Monate nach dem Einzug in sein neues Haus wurde Schiller vom Herzog von Weimar in den Adelstand erhoben. Obwol ihm jede neue Gunst des ausgezeichneten Herrn erfreulich war, „so furchten doch einige Bedenken seine Stirn"; indessen wußte er der Sache eine erträglichere Seite abzugewinnen und er schrieb: „Da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo (Charlotte) und der Kinder willen mir auch gefallen lassen."

„Keiner seiner Freunde sah hierin ein Abweichen von der schlichten Sinnesart, in der er bisjetzt, anspruchslos an alle Aeußerlichkeiten des Lebens, gewandelt", schreibt Karoline von Wolzogen.

Im September des folgenden Jahres zeigte ihm ein anderer Vorfall, bis wohin sein Name mit Auszeichnung gedrungen sei. Der König von Schweden, dessen Schicksal eine unglückliche Wendung genommen, kam in dieser Zeit durch Weimar, besuchte Schiller und machte ihm als Zeichen seiner Zufriedenheit mit der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", die der schwedischen Nation so rühmlich wäre, einen Brillantring zum Geschenk. Es war „der erste Vogel dieser Art, der ihm ins Haus geflogen kam", und Schiller schrieb hierüber an Wolzogen:

„Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geschäftsleute habt

eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt."

Ein Besuch und Verkehr anderer Art erregte ihm einestheils großes Interesse, anderntheils auch wieder viel Ach und Weh: nämlich das öftere Zusammentreffen mit der Frau von Staël, diesem „gebildetsten und geistreichsten, aber auch beweglichsten und redseligsten weiblichen Wesen".

Am 18. Dec. 1803 starb Herder, von Schiller und Goethe betrauert. Die beiden Dichterheroen dachten nicht daran, daß einer von ihnen selbst dem verehrten Todten so bald folgen würde.

In die Jahre 1803 und 1804 fallen einige kleinere und größere Ausflüge, welche Schiller machte. Sie würden den Dichter, wenn er es noch nicht gewußt hätte, vollkommen überzeugt haben, daß sein Name bereits bei allen Ständen ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung geworden sei. So wurde er in Erfurt veranlaßt, als Ehrengast unter 100 preußischen Offizieren zu tafeln; während eines längern Aufenthalts in Lauchstädt überhäufte ihn die deutsche Jugend mit Beweisen der Liebe und Begeisterung; in Berlin besonders, wohin er am 16. April 1804 mit seiner Familie reiste, fand er in allen Kreisen gleich warme Aufnahme und Auszeichnung. Aber die allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Unter diesen fand er auch alte Bekannte wieder, darunter Iffland, Hufeland, Fichte. Iffland, der eigentlich die Reise nach Berlin veranlaßt, empfing ihn mit treubewahrter warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß so vollkommen als möglich zu machen und der Darstellung der „Braut von Messina", der „Jungfrau von Orléans" und des „Wallenstein" die möglichste Vollendung zu geben.

Schiller war nicht lange nach Weimar zurückgekehrt, als ihm ehrenvolle Anträge gemacht wurden, nach Berlin zu übersiedeln; er sollte jährlich 3000 Thaler Gehalt nebst freiem Gebrauche einer Hofequipage und einen Platz in der Akademie erhalten.

Aber Schiller folgte diesem Rufe nicht. Er hatte kein Vertrauen zu der längern Dauer seines Lebens; zudem konnte er sich des Gefühls der Dankbarkeit gegen den Herzog von Weimar, der ihm 400 Thaler zulegte, nicht entschlagen. Auch die Liebe zu Goethe und der Werth des Umgangs mit demselben sowie die Macht der gewohnten anspruchlosen Verhältnisse bestimmten unsern Dichter in Weimar zu bleiben.

Am 19. Juli 1804 zog Schiller mit seiner Frau, die ihrem Wochenbette entgegensah, und mit seiner Familie nach Jena. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehre Tage. „Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsaglichen Leiden wurde bedenklicher", erzählt Frau von Wolzogen. „Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu sein. Während er in den obern Zimmern*) so bitter litt und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich und wir konnten ihm die neugeborene Tochter (Emilie) bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing..."

Im August kehrte Schiller nach Weimar zurück.

Die „Huldigung der Künste" und die Uebersetzung der „Phädra" wurden im Laufe der nächsten Monate unter wech-

*) Sein Gartenhaus in Jena.

selnder Gesundheit vollendet; aber schon im Januar 1805 erkrankte der Dichter abermals ernstlich; gleichzeitig mit ihm Goethe. Heinrich Voß, der seit Ostern 1804 am Gymnasium in Weimar Professor war, that aufopfernde Wachdienste bei Beiden. Schiller erhob sich zuerst. In Goethe's Studirzimmer feierten die Freunde ihr wehmüthig herzliches Wiedersehen und führten nach langer und stummer Umarmung erheiternde gehaltvolle Gespräche.

Noch einmal schien es die Natur mit einer Besserung ernstlich zu meinen; aber nur auf kurze Zeit.

Am 28. April war Schiller zum letzten male bei Hofe, am 29., als „Klara von Hoheneichen" gespielt wurde, zum letzten male im Theater; unmittelbar vorher hatte das letzte Zusammentreffen mit Goethe vor seiner Hausthür statt...

Gern würde man hier die Feder weglegen und stumm den Schauer und Schmerz in die eigene Brust verschließen, wenn es nicht gesagt sein müßte: daß dieser herrliche Mann, dieser glänzende und edle Meister der Dichtung wenige Tage darauf nicht mehr unter den Lebenden war.

Schiller war schon aus dem Theater krank nach Hause gekommen. Am 1. Mai befiel ihn ein heftiges Fieber, doch blieb sein Kopf noch sechs Tage frei und „Demetrius" beschäftigte ihn fortwährend. Am 8. Mai, dem Tage vor seinem Scheiden, wurde ihm „immer besser, immer heiterer"; er verlangte, man solle den Vorhang des Fensters öffnen, er wolle die Sonne noch einmal sehen; mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß; am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, die gegen 3 Uhr Nachmittags in vollkommene Schwäche überging; der Athem fing an zu stocken; noch einmal fühlte seine am Bette knieende Frau den Druck seiner Hand — es fuhr ein elektrischer Schlag über seine Züge, dann sank sein Haupt zu-

rück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden...

Zu diesem Bilde des irdischen Hingangs wird man stets nur mit tiefer Wehmuth zurückkehren, und wie sich Leidtragende vom Bette eines Entschlummerten hierhin und dorthin entfernen, um ihrem wortlosen Schmerze nachzuhängen, so werden Tausende im Vaterlande stets am 9. Mai ihrer Wehmuth um den großen Dichterliebling in der Stille besonders nachhängen.

Aber so groß auch der Schmerz sein mag über den irdischen Hingang Schiller's: größer ist die Freude, daß er lebte und wirkte, größer ist die Zuversicht, daß er leben und fortwirken wird, solange noch Herzen lebendig schlagen und Geister erhabener Gedanken fähig sind.

Nein, Schiller ist nicht gestorben: wie den Jüngern, die nach Emaus gingen, der erhabenste Meister erschien und zwischen ihnen wandelte und sie lehrte wie vor seinem Tode, so auch dürfen Zwei in Schiller's Geiste, d. h. im Geiste der Wahrheit und reinsten Begeisterung beisammen sein und er ist unter ihnen und lehret und erwärmt und erhebt sie mit seinen Worten: — „die geschrieben stehn".

Schiller's Bild des Lebens und nicht seines Todes soll es also sein, das uns, indem wir diese Blätter schließen, besonders lebhaft vor Augen trete. Und wo finden wir das beste Bild des Verewigten? Wo anders als in der Schilderung jener herrlichen Frau, in deren verehrendem Gemüth das Bild des Dichters verklärt wieder auferstand, nachdem derselbe nicht mehr unter den Lebenden war.

„Eine große Gesinnung", heißt es in den Aufzeichnungen der Frau von Wolzogen, „wie das Bedürfniß eigener Selbstachtung war unserm Freunde angeboren: von der Wahrheit

konnte er nie weichen. Daß er durch diese hohe Sittlichkeit besonders tief und allergreifend wirkte, ist das reinste Resultat, das sich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunst ihm nachzuwandeln streben, aus der Betrachtung seines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. In allen Gegenden Deutschlands tönen seine Lieder; allen Herzen ist sein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Wie reich wurde das Leben mit ihm, Jeder, der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausspruch seiner eigenen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kundthat, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hülfreich, wie er's vermochte, zu heben und zu mildern. Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen Anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegentrat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dich-

tungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinne waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. War er einmal zu einer ungerechten leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das Geistig-Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf. Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt, wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend..."

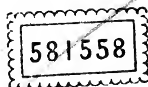
Wie ein volltönendes Zeugniß für die Richtigkeit dieser

Schilderung klingen Goethe's Worte: „Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein — —

Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Und so wollen auch wir sein Bildniß festhalten, so trete es am Sterbetage Schiller's stets aus den Wolken der allgemeinen Trauer herrlich und verklärt hervor, um zu erheben, zur Nacheiferung in Leben und Schaffen anzuleiten!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Zur Schiller-Literatur.

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken.

Von **Karl Grün.**

12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller.

Eine biographische Schilderung

von **Johann Wilhelm Schäfer.**

8. 5 Ngr.

Schiller's Beerdigung

und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine.
(1805, 1826, 1827.)

Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar C. L. Schwabe.

Von **Julius Schwabe.**

12. 24 Ngr.

Briefe von Schiller's Gattin

an einen vertrauten Freund.

Herausgegeben von **Heinrich Düntzer.**

8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824 von **Schiller's Gattin** an **Knebel** gerichteten Briefe beruht nicht sowol auf der freilich nicht gering anzuschlagenden Aufklärung, welche sie über die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens bieten, als auf dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Beziehungen berührenden Inhalte derselben: sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. **Charlotte von Lengefeld** tritt uns in diesen Briefen nicht nnr als die des großen Dichters würdige, ganz nach seinem Geiste gebildete Gattin entgegen, sondern auch — wie der Herausgeber, Prof. **Heinrich Düntzer,** sich ausdrückt — als «eine der edelsten Frauengestalten unsers Volks».

Brockhaus'
Reise-Bibliothek
für
Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Preis des Bändchens 10 Silbergroschen.

Verzeichniß von Schriftstellern,
welche Beiträge für die **Reise-Bibliothek** geliefert oder zugesagt haben:

Karl Andree.
Karl Gustav v. Berneck.
Adolf Bock.
Friedrich Bodenstedt.
Aurelio Buddeus.
Bernhard Cotta.
Marie Förster.
Friedrich Gerstäcker.
H. Girard.
Rudolf Gottschall.
W. Häring (Willbald Alexis).
Ferdinand Hochstetter.
Nikolaus Hocker.
J. E. Horn.
Siegfried Kapper.
Alexander Kaufmann.
Heinrich Koenig.
Friedrich Körner.
F. Gustav Kühne.
Max Kurnik.
Franz Löher.
Hermann Marggraff.
Hermann Masius.
Emil Müller.
Otto Müller.
Wolfgang Müller von Königswinter.
Heinrich Pröhle.
Josef Rank.
Adolf Schmidl.
Levin Schücking.
Ludwig Steub.
Ernst Willkomm.
Karl Winter.

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende Bändchen erschienen:

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**

Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**

Auf den Schlesischen Eisenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Von **Max Kurnik.**

Prag, eine deutsche Stadt. Von **F. Gustav Kühne.**

1½

Von der **Reise-Bibliothek** werden zunächst folgende Bändchen erscheinen:

Reisebuch von Köln bis Minden. Von **Levin Schücking.**

Reisebuch von Dresden bis Prag. Von **Karl Winter.**

Reisebuch von Eisenach nach Frankfurt a. M. Von **Emil Müller.**

Donaubuch von Regensburg bis Galacz. Von **Adolf Schmidl.**

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**

Der Niederrhein. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Der Main. Von **Alexander Kaufmann.**

Das schlesische Gebirge und die schlesischen Bäder. Von **Rudolf Gottschall.**

Die böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**

Thüringen. Von **Bernhard Cotta.**

Rügen. Von **Hermann Masius.**

Schillerhäuser.

Von

Josef Rank.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.